Schmid
86

4

Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

Von dem

Verfasser der Genovefa.

Innhalt:

I. Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.

II. Die Ostereyer.

III. Der Kanarienvogel.

IV. Das Johanniskäferchen.

V. Die Waldkapelle.

Steyr, 1824.

Gedruckt und im Verlage bey Joseph Greis.

1987. 1232

I.

Wie
Heinrich von Eichenfels
zur
Erkenntniß Gottes
kam.

Erstes Kapitel.

Aufsicht über Kinder, ein Engelsgeschäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber sehr prächtigen Schlosse, nahe an einem großen Walde, Graf Friedrich und Gräfinn Adelheid von Eichenfels. Ein zartes, wunderschönes Knäblein, Namens Heinrich, das sie unaussprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater aussprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die fromme Gräfinn blieb zurück auf dem Schlosse, und der einzige Trost über die Abwesenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer stillen Einsamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte sich vorgenommen, ganz der Erziehung desselben zu leben, und ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem seligen Augenblicke, da sie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuren Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends saß die Gräfinn mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha,

das Kindsmädchen, stand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlichscherzend, einige frischgepflückte Blumen vor. Das Kind streckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte sehr vergnügt, und ergötzte sich an der Freude des Kindes. Da trat auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sey schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sey, seine Gemahlinn noch zu sehen. Die Gräfinn ward todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bothe machte, als er den Schrecken der Gräfinn sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfinn entschloß sich, augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich,“ sagte sie, „ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter weinet! Armes Kind, du verlierst deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich, daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reise in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!“

„O Margaretha, rief sie, indem sie sich zu dem Mädchen wandte, dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das

Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er sich stechen, oder das er verschlingen könnte. Am wenigsten wirst du dich unterstehen, ihm etwas zu Leid zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbehilflichkeit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beschließerinn, der ich das ganze Hauswesen übergebe, wird mir schon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habest. Versprich es mir, diese meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke außer Sorge seyn könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirst, so werde ich dich zu belohnen wissen. Auch werde ich dir etwas recht Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll."

Margaretha versprach alles. Die Gräfinn küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie innerlich bethete, lange zum Himmel, gab

dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bey einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweytes Kapitel.

Großes Unglück aus kleinen Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaistes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen heitern fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfinn sie zur Wärterinn des kleinen Heinrichs angenommen. Das gute fromme Mädchen befolgte alles, was die Gräfinn ihr befohlen hatte, genau, und es vergieng keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfinn nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die Gräfinn als ihre größte Wohlthäterinn, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude, ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tags saß Margaretha neben dem schön geflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes, und

strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit dem Kinde sogleich bey dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören. Die Leute im Schlosse liefen alle zusammen und riefen die Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bey Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfinn eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge, der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen, rief er, komm doch auch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Solche prächtige Musik hab' ich noch nie gehört. Der eine hat ein Hackbrett, und schlägt darauf zu, als wollte ers in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bube spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt, und ein großer, dickbackiger Junge bläßt das Posthorn dazu, daß einem beyde Ohren klingen, fast lauter als der Triangel! Komm doch geschwind herun-

ter!' Margaretha sagte, sie dürfe das Kind keinen Augenblick verlassen. „Sey nur nicht so kindisch," sagte der leichtsinnige Bursche. „Du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind schläft ja, und du kannst ihm ja nicht schlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich nicht so. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen." Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und gieng mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer — sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar, und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bette gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfinn könnte dieses inne werden, machte sie zittern. Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und sah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangst ergriff sie. Sie eilte hinab und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch hat mich so erschreckt, und das Kind hinweggenommen?" Niemand wußte etwas davon; kein Mensch war aus dem

Zimmer gekommen. Alle hörten sogleich auf zu tanzen, und die Musikanten giengen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, so viel ihrer in der Stube waren, eilten erschrocken hinauf; alles wurde durchsucht. Bald zeigte sich, daß außer dem Kinde noch allerley Kostbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind sey geraubt worden.

Die allgemeine Lustbarkeit verwandelte sich nun in Weinen und Wehklagen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott, rief die Beschließerinn lautweinend; ach, die gute Gräfinn — wie wird es erst ihr seyn, wenn sie das hört! Das ist ihr Tod.“ Margaretha aber wollte verzweifeln, sie wäre im ersten Anfall der schrecklichsten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß gesprungen, wenn man sie nicht aufgehalten hätte. „O du mein Gott,“ rief sie mehrmals und voll des heftigsten Schmerzens, „wer hätte das geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große schreckliche Folgen haben könne!“

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schlosse voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd,

in dem Zimmer des Kindes beysammen waren; indem Margaretha, halb wahnsinnig, scheu und verwildert aus ihren schwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden saß, auf dem die Rosen, die den Wiegenkorb geschmückt hatten, zerstreut und zertretten umher lagen: da gieng mit einem Male schnell die Zimmerthüre auf — und die Gräfinn trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht so gefährlich, als es Anfangs geschienen hatte. Sobald er sich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfinn, auf Zureden des Grafen und aus eignem Antriebe ihres mütterlichen Herzens die Rückreise angetretten, um nur recht bald wieder bey ihrem lieben Kinde zu seyn. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alles im Zimmer erschrack bey dem Anblicke der Gräfinn. Margaretha that einen lauten Schrey. „O Gott!" rief sie, „sey mir und ihr gnädig!"—Die Gräfinn sah die todtenblassen Gesichter — die rothgeweinten Augen — Margarethens Verzweiflung — die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend schreckliche Gedanken zuckten gleich Blitze durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als sie endlich die Geschichte halb erfuhr und halb errieth — da war es ihr, als brächen Him-

mel und Erden auf sie herein; sie sank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht alles herbeygeeilt wäre sie zu halten.

„O Gott, o Gott!“ rief sie endlich jammernd, als sie wieder zur Besinnung gekommen war, „welch ein entsetzliches Leiden hast du mir auferlegt! Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theurester Gemahl, ach, diese Bothschaft wird dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber guter kleiner Heinrich, wo bist du wohl jetzt? In welche Hände bist du gefallen? O, wenn du von Räubern verführt werden, und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O, dann wärest du ein schöner Engel an Gottesthrone und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zu sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?“

„O Gott!“ rief sie dann wieder, und fiel auf die Knie nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. „O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöhle es sich befinde;

aber dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweisen, aber Du und nur Du allein kannst es erhalten. Du hörest ja das Schreyen der jungen Raben — o höre auch das Flehen dieses Kindes, das gewiß weint und wimmert und sich nach seiner Mutter sehnt. — Mir und meinem lieben Gemahl' aber gieb die Gnade, diesen Verlust zu ertragen! Obwohl zunächst Unvorsichtigkeit und Bosheit der Menschen uns den kleinen Engel geraubt haben — so ließest doch Du es zu. Du fügtest es so; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird mir unter deiner Leitung einmal zum Heile seyn." So tröstete sich die traurende Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Trost. Sie fiel der Gräfinn zu Füßen und bat sie um Verzeihung. „Ach," sagte sie zur Gräfinn, „wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreyen könnte, ich wollte gerne den letzten Tropfen vergießen. Lasset mich hinrichten; ich will gerne sterben." Die Gräfinn verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung," sprach sie; „es soll dir kein Leid geschehen. Du siehst aber, wie gut ichs meynte, wie weise mein Befehl war; du hast es nun erfahren, was Ungehorsam, Leichtsinn, Hang zu Lustbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unser aller Freuden auf dieser Welt sind nun für immer

dahin, wie die Rosen hier, die welk und entblättert auf den Boden umher liegen.

Nachdem die Gräfinn sich von dem ersten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind sey erst vor ein Paar Stunden geraubt worden, so schickte sie sogleich eine Menge Leute aus, es aufzusuchen. Ein Bothe nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer aufs neue, sobald sie schon von weitem seine trostlose Miene sah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringste Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte sich fast die Augen aus. Nach und nach wurde sie zwar ruhiger! allein sie war immer sehr blaß und gieng umher, wie ein Schatten. Jederman hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verschwand sie, und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerinn, ein altes, häßliches Weib mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesicht hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande wor

sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drey Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerinn durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig besuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geschlichen, hatte das Kind, und was sie sonst in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, genommen, und war damit durch den Garten schnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg sie sich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finstern Nacht machte sie sich auf, und trug das Kind weiter. Sie gieng auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte sie sich hinreichend versehen. Den Tag über versteckte sie sich wieder in dichtes Gesträuch oder in das Korn. So wanderte sie viele Meilen weit fort, bis ins Gebirg. Hier befand sich, tief unter der Erde, eine schauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halb verschütteten Bergwerkes war. Der Eingang dazu war von Felsentrümmern und verwachsenen Dornen so gut versteckt, daß ihn nicht leicht ein Mensch finden konnte. Nachdem die Zigeunerinn lange durch Gestein, Dorngesträuch und Brombeerstauden gekro-

chen war, kam sie an eine eiserne Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte. Sie öffnete die Thüre, und kam denn durch einen langen Gang, der wohl eine Stunde dauerte, endlich in die Höhle.

Diese Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen sie sich, um vor der strafenden Gerechtigkeit sicher zu seyn. Hier verwahrten sie in großen schweren Küsten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und kostbarer Geräthe, Gold und Silber, Edelsteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trotzigen Gesichtern und rauhen Bärten, saßen, als die Zigeunerinn mit dem Kinde ankam, eben beysammen, tranken, rauchten Taback, und spielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude, als sie vernahmen, dieses Kind sey der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und sie überhäuften die Zigeunerinn mit Lobsprüchen über den gelungenen Raub. Ein solches Kind vornehmer Aeltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten sie schon lange gewünscht. „Du hast dich trefflich gehalten, alte Großmutter!" sagte der Räuberhauptmann. „Nun sind wir vollkommen sicher. Wird einmal einer von uns gefangen, so drohe er nur, daß wir übrigen, sobald wir hörten, man habe einem unserer Spießgesellen ein Leid gethan, dieses gemäß unserer Abrede schrecklich zu Tode martern würden. Da wird man seiner gewiß schonen, oder ihn vielleicht gar gehen lassen." Der Hauptmann

befahl hierauf der Zigeunerinn, die den Räubern kochte und die Hauswirthschaft führte, wohl für das Kind zu sorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieser schauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit erloschen. Er wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen schönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in diese Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hieng von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felsenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleisch, Gemüse, und besonders solche Speisen, die sich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberflusse. Ein großes Faß mit Wasser in einer Ecke der Höhle, das sie von Zeit zu Zeit frisch auffüllten, vertrat in dieser unterirdischen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da sie das Wasser aber weit hohlen mußten, so gieng die Zigeunerinn sehr sparsam damit um, und schärfte es dem Kleinen sehr ein, den Hahn immer wohl zu schließen. Eine Streu von Binsen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerinn ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich zu essen; allein sie un-

terrichtete ihm gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder lesen noch schreiben, und hörte aus dem Munde dieser bösen Menschen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Lust zum Spielen zu dieser schrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt sich gerne mit dem Kleinen, und brachte ihm, so oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er schenkte ihm allerley von Holz ausgeschnitzte schönbemahlte Figuren, die Abbildung einer Schäferey mit vielen Schaafen, nebst Schäfer und Schaafhund, eines Gartens mit allerley Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hiengen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine kleine Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf spielen; ein anders Mal brachte er ihm einen Bund gemachter Blumen, und lehrte ihn, selbst Blumen aus Papier ausschneiden, sie zusammenfügen, und mit allerley Farben bemahlen. Der Kleine beschäftigte sich auf diese Art manche Stunde. Das Liebste aber aus allen seinen Spielsachen war dem Kinde ein kleines Bildniß seiner Mutter, das die Zigeunerinn in dem Schlosse entwandt hatte. Es war unvergleichlich schön und lieblich gemahlt, in Gold und geschliffenen Kristall gefaßt, und ringsum mit Diamanten besetzt. Die Zigeunerinn ließ es ihm, aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn sie besonders guter Laune war.

Der junge Räuber betrachtete das Bild öfter, gedachte seiner eigenen Mutter, und wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge. „Armes Kind," sagte er bey sich selbst, „es war doch grausam, dich einer solchen Mutter vom Herzen hinweg zu reißen. O wie ganz anders würdest du es bey ihr gehabt haben, als hier in diesem schauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird sie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen — wie gerne würde ich es thun! Aber ich selbst bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich schon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut, und mich nicht immer so sorgfältig bewacht hätten?"

Er führte mit dem Knaben allerley Gespräche, erzählte ihm mancherley, das dem Kleinen Freude machte, und seinen Verstand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht gelitten, weil sie sich vor allem scheuten, was ihr Gewissen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Versuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er sehr neugierig zu wissen, wo die Männer denn immer

hingiengen. Er bat sie öfter, ihn mitzunehmen. Allein sie wiesen ihn allemal kurz und rauh ab, und vertrösteten ihn auf ein anders Mal. Einst waren sie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerinn, die gar nicht mehr gut zu Fuße war, und immer zurück blieb, war dem muntern Knaben eine sehr traurige Gesellschaft. Sie war immer sehr grämlich, und saß, wegen ihrer triefenden Augen, oft stundenlang hinter einem grünen Lichtschirm, und flickte altes Leinenzeug, oder zählte Geld, ohne ein Wort zu reden. Dann schlief und schnarchte sie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als sie nun wieder einmal fest eingeschlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, gieng in dem dunklen Gange, durch den die Räuber alle Mal fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiserne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, sie zu öffnen, indem sie mit einem schweren Schlosse fest verschlossen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere schmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine gieng in den ersten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen, und seine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöschen war, schien es ihm, als sähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde gieng er darauf zu. Das röthlich strah-

lende Licht wurde immer größer, und endlich so groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht stehende Gestalt vorkam. Er aber gieng immer muthig vorwärts, und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den die Morgenröthe herein schien, und durch den man bequem in das Freye hinaus gehen konnte — und mit Einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, diesem dunklen, unterirrdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönen blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand — das kann keine Zunge aussprechen. Es ward ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen, und der Morgenhimmel glänzte wie Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem sich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vo. Erstaunen ausser sich — es war ihm, als sey er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie schlaftrunken. Er konnte nur schauen — er fand lange keine Worte, sein Erstaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit — wie unermeßlich weit ist es um mich her! O wie schön — wie herr-

lich ist alles!" Und dann staunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felsen voll grüner Tannen, oder den spiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch von Waldrosen an.

Jetzt gieng über einen entfernten Tannenhügel zwischen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine sah mit starrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor, und er meynte wirklich, die Wolken, die er das erstemal sah, fiengen an zu brennen. Unverwandt sah er hin — bis endlich die Sonne, vom leichten Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und schön über den Hügeln schwebte. „Was ist doch das? Welch ein wunderbares Licht!" rief der Knabe, und stand noch immer mit starrenden Blicken und vor Verwunderung ausgestreckten Armen — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte

Hierauf gieng er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertretten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstrauche gelagert hatte. „Ey, ein Lamm, ein Lamm!" rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das?" rief er. „Das lebt ja! Es kann gehen — es

hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt, und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?" Er wollte sich mit dem Lamme in ein Gespräch einlassen; er that allerley Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem nämlichen unverständlichen Schrey antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein schöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren herbey, der das Lamm vermißt und gesucht hatte. Er hatte dem Kleinen schon lange zugesehen, und wußte nicht, was er von ihm halten solle. Der Knabe erschrack zuerst über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber sehr freundlich grüßte, so faßte der Kleine Muth. „O wie schön bist du!" sprach er zu dem Jünglinge. „Und sag' mir doch," fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, „gehört diese große weite Höhle dein? darf ich nicht hier bey dir und bey deinem Lamme bleiben?" Der Jüngling verstand das Kind nicht, und meynte Anfangs, es sey verrückt. Er fragte es, wie es hieher gekommen sey. Als nun der Kleine sagte, daß er aus dem Boden herausgekrochen sey, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte

sein Lamm unter den andern, und eilte so schnell davon, als setzten ihm die Räuber schon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einsiedeley.

In dem Gebirge lebte ein alter, sehr ehrwürdiger Einsiedler, der über achtzig Jahre zählte, und, wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher berühmt war. Zu diesem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einsiedeley, zu der es nicht sehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächst dem See, und glich einem Paradiese. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete, und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte stand zwischen schattichten Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob sich ein Weinberg, und seitwärts zog sich ein schmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo sonst noch zwischen den Felsen ein übriges Plätzchen war, stand ein Baum, der die herrlichsten Früchte, oder wenigstens ein Strauch, der köstliche Beeren trug. Auf einem

Felsen, der sich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit spitzigen Thürmlein empor, und eine Treppe, die in den Felsen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling mit dem Knaben durch das vergitterte Pförtchen des Gartens hereinkam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tische. Die wenigen Haare, die seinen kahlen Scheitel umgaben, und sein großer Bart waren weiß wie Schnee, seine Wangen aber noch blühendroth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutseligkeit stand er auf, grüßte beyde, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerksamkeit an, und fragte den Knaben um dessen Namen, indem er ihn voll des innigsten Mitleidens auf seine Arme nahm. Er ahnete bald, das Kind sey vornehmen Aeltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bey mir," sagte er zu dem Jünglinge, „und sage für jetzt noch keinem Menschen davon. Ich hoffe, seine Aeltern sind noch aufzufinden — und hier ist er indeß gegen die Nachstellungen der Räuber am besten geschützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber ist bey mir nicht zu holen, und guten Rath und heilsame Ermahnungen, die freylich oft

mehr werth sind als Gold und Silber, hassen sie." Zu dem Knaben aber sprach er: „Sey mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater seyn, und für dich sorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders, als Vater!"

Der Alte bewirthete hierauf seine Gäste mit Milch und Brod, und nachdem der Jüngling sich erquickt hatte, ergriff er seinen Hirtenstab, um zu seiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling versprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm schenkte, so gab er sich zufrieden, und zeigte über das Geschenk, das in seinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich," fieng er an, „weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?"

„O ja," sagte Heinrich, „ich habe eine schöne Mutter — hier in meiner Tasche. Da sieh einmal!" Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu sich gesteckt hatte, und das in einem schönen Futteral von rothem Safian wohl verschlossen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß seiner Mutter noch nie am Sonnenlichte gesehen. Er erstaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desselben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergiengen ihm die Augen.

„Wie es doch bey dir so helle ist!" sprach er. „Aber sag mir nur," fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, „wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die alles rings umher so hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unserer Höhle war dagegen nur trüb und armselig. — Und wie kommt es denn, daß sie immer höher und höher hinaufrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auch auf dem höchsten Baum gestanden wäre. Wie ist doch dieß gemacht, daß sie so frey schwebt und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?"

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon

tausendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer so laufe und in Einem fort so brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!" sagte Heinrich. „Aber was du da für wunderschöne Blumen hast!" fieng er wieder an, stand auf, und sprang zu dem Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich schön roth und gelb und blau sie bemahlt sind! Und wie alle die unzähligen Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Und aus was wohl alle diese Blättchen seyn mögen? Papier ist dieß keines, ja Seide ist nichts dagegen. Sag', hast du alle diese Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen sind gar unbeschreiblich feine und zarte Zäserchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und scharfe Augen. Ich habe wohl auch schon Blumen gemacht; aber so schön kann ichs nicht."

Menrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seyen. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht seyn," sprach er; „da will ich doch viel lieber glauben, du habest sie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzigkleinen runden Körnlein auf die Hand, und sagte ihm, in jedem solchen

Körnlein stecken eine Menge solche große purpurrothe Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege — und so seyen auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sey, und sprach: „Aus einem solchen winzigkleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich künstlicher eingerichtet seyn, als die künstlichste goldene Taschenuhr.“ „Das ist es auch!“ sagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?“ sagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!“

Er betrachtete die Blumen aufs neue, gieng immer von einem Blumenbeetchen zum andern, und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was diese Lampe für eine Hitze hat!“ rief er. „Sie ist so weit weg, und macht einem doch so warm! Es ist ein wunderbares Licht!“ Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tisch lieblich beschattete. „Da ist es doch recht kühl und angenehm,“ sagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. „Der Baum ist gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, sondern auch gegen die Hitze schützt. Wie groß er ist und wie viele tausend Blättchen er hat! Der Stamm ist, wie

ich sehe; wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du diese unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habest. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

Indeß gieng der Greis in die Hütte, und besorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerst Milch und Brod, dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der schönsten Aepfel; für sich aber Wurzeln und Kräuter, eine große, goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen gläsernen Flasche. Heinrich ließ es sich sehr gut schmecken, und sagte zu dem Greise: „Aber wo nimmst du denn alle die guten Sachen? Ziehst du bisweilen auch auf den Raub aus?"

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Essen, wie wunderbar alles gewachsen sey. „Sieh," sagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu schälen und zu zerschneiden, „diese Aepfel hier im Körblein bekam ich von diesem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll solcher schönen Aepfel hervor."

„Ist das aber auch wahr?" sagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich ansah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Ast herab, und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. „Siehst du nun," sagte er, „wie sie aus den Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt so groß, und so schön gelb und roth, wie diese hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum selbst aber," sagte Menrad, indem er den Apfel zerschnitt," kam aus einem solchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Messer eines hängt. Ich habe diesen Baum da noch als ein solches Kernlein gekannt. In einem jeden solchen Kerne steckt ein solcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge solcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man so viele Aepfel bekommen, daß sie die Welt nicht fassen würde, und daß ein Mensch, wenn er auch ewig lebte, sie nicht zählen könnte."

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein, fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getraidkörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. Es ist da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getraidkörnlein könnten wir viele tausend solche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tische." Menrad beschrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Gesprächs auf sein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts

als Erdschollen gesehen habe. Heinrich sprang hin, und fand zu seiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so," beschloß Vater Menrad, „ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosensträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge, und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums grünten und blühten aus solchen Körnlein auf, oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettich, die große, schöne Melone; auch die Zweige, aus denen diese netten Fruchtkörblein geflochten, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit allem, was schön ist, reichlich auszu-

schmücken, und an allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben."

Dem Knaben waren dieß lauter Wunderdinge. Wie er vorhin alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß hatte sich die Sonne gewendet; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, so wollte er dennoch aus weiser Vorsicht wenigstens seine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm seine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und gieng zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsenen Felsen hervorbrach.

Heinrich schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Welch eine Menge Wasser das ist," rief er, „die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke meyne ich, es müsse aufhören, und immer fließt es gleich stark fort. Wer hat doch die Men-

ge Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her, nachzufüllen? Du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen, sonst geht es dir aus." Menrad sagte ihm, daß dieses Wasser wohl schon so lange, als die Sonne leuchte, in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme, und keines Auffüllens bedürfe. Er sagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angesehen hatte, nichts sey, als lauter Wasser. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fieng an, seine Blumen zu begießen. „Ach! was machst du da?" sagte Heinrich, „da verdirbst du ja deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen." Menrad sagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewisse Art lebten, das Wasser so nothwendig hätten, als der Mensch das Trinken. „Aber," sagte Heinrich, „wer kann denn allen diesen Gewächsen genug Wasser zutragen? Wer steigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?" Menrad sagte ihm: „Dafür ist schon gesorgt Auf welche Art, siehst du vielleicht eher, als wir denken!" fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her — und es fieng an, erst sehr sanft

und dann sehr stark zu regnen. Das war für Heinrich abermahls eine wunderbare Erscheinung. „Das ist eine gute Einrichtung," sagte er; „sie erspart dir viele Arbeit. Das Wasser fällt so schön, in tausend und tausend Tropfen, herab; als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn diese Wolke, wie du das wunderliche Ding nennest, kommen? Wer brachte das Wasser da so hoch hinauf? Wie kommts doch, daß die Wolke so frey schwebt, und nicht herunterfällt?" „Das sollst du schon noch hören!" sagte Menrad. Der Kleine sah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es sich verzog, und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anstaunen lauter neuer Gegenstände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag sehr schnell herum. Denn hundert Dinge, die andere Menschen aus Gewohnheit gleichgültig ansehen — ein goldgrünes Käferlein, das auf einem Rosenblatte saß; ein gestreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumstamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hiengen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anstimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einsiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchst wundervolle Erscheinungen, und gaben Anlaß zu mancherley Fragen und Antworten.

Endlich gieng die Sonne jenseits des See's unter. „O weh," rief Heinrich erschrocken, „jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort in das Wasser; dann löscht sie aus, und alle unsre Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe anzünden — die wird uns in diesem großen, weiten Raum wenig helfen."

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab' keine Sorge," sprach er. „Jetzt gehen wir bald schlafen. Dazu brauchen wir kein Licht. Bis wir ausgeschlafen haben, kommt die Sonne dort auf der entgegen gesetzten Seite zwischen jenen Bergen wieder herauf. So lauft sie, ohne nur einen Augenblick stille zu stehen, beständig im Kreise umher, und erleuchtet und erwärmet alles."

Zehntes Kapitel.

Die wichtigste Frage und die richtigste Antwort.

Heinrich kam auf seine alten Fragen zurück, die der weise Mann mit Vorsatze nicht sogleich beantwortet, sondern vielmehr die Wißbegierde des Knaben noch immer mehr gereitzt hatte. „Ja, was macht denn," fragte er wieder, „daß die Sonne immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Ge-

wölbe da oben gebaut, und es so schön blau bemahlt? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frey in der Luft herbey schweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleine Körnlein verborgen, daß sie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken; und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen? Wer hat alles so gut und so schön eingerichtet?"

„So meynst du denn wirklich," sagte Vater Menrad, „daß Jemand sey, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

O ja freylich," sagte Heinrich; „das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen, großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsre Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie Acht haben, und immer frisches

Oel nachgießen. Und das Wassergefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuschneiden für Mühe kostet, und was für ein richtiges Augenmaaß man haben müsse, weiß ich gar gut. Daß dieß alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menschenhänden könne gemacht seyn, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige sey, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen."

Jetzt — als der Knabe von der Größe, Schönheit und weisen Einrichtung der Welt so lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall seinen Blicken begegneten, gleichsam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieser große Wohlthäter sey, von dem alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu dem Knaben von Gott — von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich recht habe, daß einer sey, der dieses alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht, und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufgieng, und mit

ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muthe. Der Gedanke an Gott gieng gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebvollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind," fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, „Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne, blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder seiner Werke, und leuchtet uns bey unsern Geschäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer. Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen, und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und alles zu erfrischen. Er breitete auf unserm Fußboden den farbigen Teppich, von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er giebt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köstlichen Wein für uns hervorinnen. Er beladet die Aeste der Bäume mit Früchten aller Art, und läßt uns in den grünen Thälern gleichsam Bäche von Milch fließen, und Felsen und hohle Bäume

von Honig triefen. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt, und mit seinem Holze wärmt. Er lehrte die Vögel ihre Lieder, mit denen sie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er machte alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben, nnd Ihn lieben, und dereinst zu ihm kommen möchten — in noch viel schönere Gegenden, als du hier um uns her erblickest, wo wir dann bey Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir ihn jetzt noch nicht sehen können, so sieht Er doch uns überall, und hört jedes unserer Worte, und weiß sogar unsre Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsre Schicksale. Er erlöste dich aus jener Höhle, und ließ dich auf den Armen zu mir hierher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater."

Heinrich hörte dem frommen Greise mit der größten Aufmerksamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter diesem Gespräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzähligen hellfunkelnden Sternen

umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel, und man glaubte darin einen zweyten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte sich; es herrschte eine feyerliche Stille. Ein neues, noch nie empfundnes Gefühl — das Gefühl der Andacht, der Anbethung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände, und blickte zum Himmel, und bethete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel, und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floßen dem guten Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebeth vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß du mich aus meiner finstern Höhle befreyet, und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte."

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bey der Hand, und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reise in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bey sich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener schlimmen Gesellschaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bey der einfachen Nahrung und der gesunden Bergluft würde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdischen Wohnung sehr blaß gemacht hatte, sich am besten erholen, und seine Aeltern würden dann eine desto größere Freude haben. Heinrich fieng auch bald an, wieder aufzublühen — schön und hold wie eine Rose am Strahle der Morgensonne.

Gegen Mitte des Herbstes beschloß Vater Menrad, der ehemals weit umher gekommen war, und viele Städte gesehen hatte, seinen Wanderstab noch einmal zu ergreifen, und unter die Menschen zurück zu kehren, um die Aeltern des Kindes aufzusuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, ersucht, den Knaben zu sich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerst bringen.

An einem schönen heitern Herbstmorgen, als kaum der Morgenstern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, gieng mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünstiges Gebeth, daß Gott diese Reise segnen wolle. Nachdem sie hierauf ein Frühstück genommen, und sich mit Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, machte Menrad sich auf den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie giengen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht wurden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbey, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küssen. Der kleine Heinrich sprang auf, und schrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Mensch, ein kleiner Mensch, wie ich! O, das ist schön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menschen gebe, ich glaubte, ich sey der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehst mit uns?" Der Hirtenknabe erboth sich, dem Vater Menrad die Reisetasche zu tragen. Sie giengen mit einander weiter, und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben so angelegentlich, daß er beynahe auf sonst nichts mehr achtete.

Hierauf kamen sie in ein kleines grünes Thal

zwischen hohen Felsen, wo eine Heerde Schaafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiste. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erst ein Paar Tage alt waren, eine ganz unbeschreibliche Freude, und streichelte sie unter allerley süßen Benennngen.

Indeß schaute sich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felsen, aus dem eine klare Quelle hervorbrach, sah er das Hirtenmädchen sitzen, das in einer Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er gieng zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet, und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft, und in ihren Mienen bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf, und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schaafe hüthe; allein in den Dienst dieses guten Mannes sey sie erst vor drey Tagen gekommen. „Woher bist du denn“ fragte er weiter, „und warum bist du so traurig?“ Das Mädchen

brach sogleich in Thränen aus. „Ach,“ sagte sie, „ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bey einer sehr guten Herrschaft im Dienste; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da war es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bey meiner guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bethe täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und den unbeschreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott wird sich ja doch noch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und diese Felsen hier fließen sehen!“

Vater Menrad sagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebeth diesen Augenblick erhört.“ Er zog das Porträt von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reise genommen hatt, zeigte es dem Mädchen und sprach: „Kennst du dieses Bildniß?“ Das Mädchen schrie vor Schrecken und Freuden laut auf: „O Gott! das ist das Bildniß der Gräfinn von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!“

Auf den Schrey des Mädchens kam der kleine

Heinrich herbey gesprungen. Er betrachtete die neue Gestalt mit starren Augen, und sagte voll Mitleids: „Was weinest du, und was fehlt dir? Bist du vielleicht hungrig? Sieh, da hast du Brod und zwey Aepfel! iß!“

Menrad aber sprach zu dem Mädchen: „Sieh, dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde.“ Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenschrecken ihr das Herz. Sie sank auf die Knie, und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebeth, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf schickte, erhört! O sieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! aussprechen kann ich ihn nicht!“ Und hierauf umarmte sie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß dich Gott, liebster Heinrich,“ sagte sie; „so hat dich denn Gott uns wieder geschenkt! O bist du es denn wirklich, oder träume ich nur? — Ja, du bist es; du siehst deinem Vater so ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird sich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch; sieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter!“

Vater Menrad wischte sich eine Thräne ab, und sagte: „Sey gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieser armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu dir hinauf weinte. Du schen-

test guten Aeltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönest sogleich meine ersten Tritte mit Segen, und ersparest mir altem Manne lange Nachforschungen. Deine Huld und Erbarmung sey ewig gepriesen!"

Menrad gieng hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt übernahm es, einstweilen die Schaafe zu hüthen.

„Ist dieß mein Vater und meine Mutter?" fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerinn ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seyen es nicht. „Sie sind so freundlich," sagte er. „Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher seyn. Ich wäre gleich bey ihnen geblieben." Sie aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie, von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reise weiter fort, kamen gegen Abend aus den Bergen herab in ein weites Thal, wo Heinrich über die vielen Häuser des großen Dorfes sehr erstaunte, und fuhren mit Anbruch des Morgens auf einem Bauernwagen, den der wakere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung etwa in drey Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölf=

Zwölftes Kapitel.
Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise sehr gut an. Das Fahren, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeyflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sey.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald. Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereyen sehr verschrieen war, zu übernachten. Indeß aßen sie etwas zu Nacht, und begaben sich zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen alle bald ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und bethete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fensterläden gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach Gott!" rief ihm Gretchen entgegen. „Ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen." Menrad befahl ihr zu schweigen, und gieng hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thüre kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm seyn. In seiner Hand sind wir alle. Laßt uns sehen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können."

Er öffnete die Thüre; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen," sagten sie; „unser Gebiether wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Geboth stehen." Menrad fragte, wer denn ihr Gebiether sey? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als ange-

nehmes Erstaunen. Er war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten diese seine Dienstleute, nachdem er gar schwer verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mitstreiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede sey nun zu Stande gekommen, und der Graf sey wirklich mit ihnen und seinen übrigen Leuten, die nicht an der türkischen Gränze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede sey, erfüllte alles mit Freude. Alle im Hause beeiferten sich, die braven Krieger zu bedienen. Diese wurden auch sehr freundlich und zutraulich, und entschuldigten ihr voriges ungestümmes Betragen mit der schlechten Witterung. In einem solchen schrecklichen Sturm und Platzregen, sagten sie, sey es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gerne lange vor der Hausthüre stehen möge. Auch erzählten sie, sie hätten sich in dem finstern Walde verirrt, und das Haus sicher nicht gefunden; allein das brennende Licht habe ihnen zum Leichtstern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bey der Menrad noch so spät bethete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in allem die Spuren der göttlichen

Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreyzehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmenden sanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit auf sein Zimmer, hieß ihn Platz nehmen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeuscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

„Seyd mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater!" sagte der Graf. „Nach einem solchen Ritte, und bey solchem stürmischen Wetter unter Dach, und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber dennoch ist mir der Anblick eures frommen, treuherzigen Gesichtes noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß euch nur sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie ihr sehet, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in

dieser Welt oft so geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bey mir zu Hause nicht alles so recht, wie es seyn soll; meine Gemahlinn ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlinn schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seyd mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seyd eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost.“

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt: „Da kann ich euch die allerbesten Nachrichten geben. Euer Sohn ist gesund, und der liebenswürdigste Knabe, den ich in meinem Leben gesehen habe.“ „Ihr kennet ihn?“ rief der Graf sehr begierig. „O sehr wohl!“ sagte Menrad. „Indeß hat sich mit dem Kinde, während ihr im Felde waret, allerley zugetragen.“ Menrad erzählte dem erstaunten Grafen alles, was er von der Geschichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zur mehrerer Bestättigung, das schöne Bildniß der Gräfinn. „Ja, das ist sie,“ sagte der Graf, „nach dem Leben getroffen. Ob sie wohl jetzt noch so blühend aussieht? Ach, die

arme Frau hat vieles, vieles ausgestanden! — Aber wo ist der Knabe denn jetzt?" „Hier im Hause!" sagte Menrad. „Hier im Hause" rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umstürzte. „O warum hast du mir dieses denn nicht sogleich gesagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm."

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bett seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trifft es wohl recht zu," sagte Menrad, „Gott giebt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebvolle Gemahlinn! Jetzt erst verstehe ich deine Briefe, und danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer ersparteſt." „Heinrich, liebster Heinrich," rief er hierauf, und nahm den Knaben bey der Hand, und küßte ihn sanft, wache auf, sieh, dein Vater ist da!" Der kleine Heinrich rieb sich die Augen, starrte seinen Vater an, und konnte nicht sogleich aus dem Schlafe kommen. „Du bist es?" sagte er endlich voll Freude und mit den freundlichsten Lächeln; o grüß dich Gott, liebster Vater! Ist meine Mutter auch bey dir?" Der Graf nahm

den Kleinen in seine Arme, und weinte die süßesten Thränen. „Gottes heilige Vorsicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind," sprach er. „Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder schenkte." „Ich auch nicht" sagte Heinrich. „O der gute Gott; Er ist doch gar so liebreich und freundlich gegen uns, daß er uns solche große Freuden macht." Der Graf war höchst erfreut, und hatte, als der Knabe erst vollends wach und munter geworden, über dessen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zum beschreiben ist. „O Menrad," sagte er, „wie vielen Dank bin ich euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, euch für den Unterricht, den ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen."

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen, und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, both ihr die Hand, und sprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber," fuhr er mit großem Unwillen fort, „sollen mir ihre Missethaten schwer büßen!" Er gab noch in der Nacht den Beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bey ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürften, um Morgen bey Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfinn lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbothschaft sogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, Du mein Gott,“ sagte sie, „ich bin doch recht unglücklich! Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unaussprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut sich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die schreckliche Geschichte von dem Verluste des Kindes beybringen! O für uns beyde schlägt in dieser Welt wohl keine freudige Stunde mehr!“ Es war ihr immer ganz unbeschreiblich bange. Sie fand nirgends Rast und Ruhe. Sie gieng bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo sie ging und stand, bethete sie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebethe, in dem Gedanken, daß Gott alle Schicksale der Menschen lenke, und die verworrensten Begebenheiten zu einem glück-

lichen Ausgange leiten könne, fand sie allein Beruhigung.

„Du guter Gott," sagte sie, da sie sich eben wieder in die dunkelste Laube des Gartens zurückgezogen, und lange schmerzlich geweint hatte, „o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls — mache Du dieser meiner schrecklichen Qual ein Ende — denn Du kannst es allein! O laß unser Wiedersehen in Freude seyn. Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt, und weit in der Welt zerstreut — o schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle drey wieder zusammen. Du hast schon unzählige Thränen getrocknet — o trockne auch die meinigen! Du bist ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, ist dein liebstes Geschäft. O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich bin, so bin ich doch auch deine Tochter, und darf dich Vater nennen — und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre — höre mich, und verstoße dein Kind, deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich."

Indem sie so bethete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte auf — und sieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl von Hoffnung

fiel in das Herz der Gräfinn, als sie Margarethen erkannte und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr, als sähe sie einen Engel des Himmels. „O beste, gnädige Gräfinn,“ fieng Margaretha an, „ich bringe Euch die fröhlichsten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet ihr ihn wiedersehen.“ Margaretha hatte kaum angefangen zu erzählen: so trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfinn auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte alles sehr weislich einzulenken. Die Gräfinn war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu sehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das sie einst mit Heinrich bewohnt hatte.

Als sie nun die Thüre öffnete, sieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!“ und sank dem Grafen in die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und benetzte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gerne sterben,“ sagte sie endlich, „da ich dieß noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen zu kommen, und nun bringst du im ersten Augengenblick des Wiedersehens ihn mir auf deinen Armen

entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du diese schreckliche Geschichte so freudig geendet hast. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe bist du indeß geworden! O mein Gemahl, welch ein seliges Wiedersehn hat Gott uns allen Dreyen bereitet! Er hat uns alle Drey von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zusammen geführt. Ihm sey Anbethung, Lob und Dank!" Alle Drey weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigst bewegt, sich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem sich die erste ungestümme Freude etwas gelegt hatte, fieng Heinrich an, der Mutter seine Geschichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Besonders lebendig schilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felsenriß das erste Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung sprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erste Mal von Gott sagte, und es standen ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

Wahrhaftig, sprach der Graf, ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht

zu haben. Wir sind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt, und Gewohnheit ist der Tod alles geistigen Lebens. O daß wir Gottes Werke auch so, wie Heinrich, auf einmal, und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über deine Macht erstaunen, deine Weisheit bewundern, uns deiner Güte freuen — wie würden wir es bey dem Anblicke deines schönen Himmels und deiner wundervollen Erde fühlen: Was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!"

Die Gräfinn sagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus seinem unterirrdischen Aufenthalte das erste Mal auf Gottes schöne Erde herauf kam; so wird es uns einmal seyn, wenn wir aus diesem Erdenleben in den Himmel versetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in seiner Höhle doch manche Freude hatte — nur sehr unvollkommene Abbildungen dieser herrlichen Werke Gottes selbst waren, so mögen wohl alle sichtbare Schönheiten und alle Freuden dieser Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels seyn. Nur die Freude auf Erden, unsre Geliebten nach langer schmerzlicher Trennung wieder zu sehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von

jener Freude des Himmels, unsre Geliebten dort wieder zu sehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böse bestraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die sie glücklich in der Höhle beysammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zwey und zwey zusammen geschlossen. Ein Wagen mit Kisten, worin sich lauter geraubte Kostbarkeiten befanden, folgte dem Zuge, und zu oberst auf dem Wagen saß die alte Zigeunerinn. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgesucht; denn da sie die eiserne Thüre fest verschlossen fanden, und der Felsenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchst baufälliger gefährlicher Gang, in den sie sich nie hineingewagt hatten, dahin führte: so glaubten sie, Heinrich sey entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen, oder

von einem eingestürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher sehr erstaunt, als sie bey ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben seinem Vater unter dem Schloßthore stehen sahen, und sie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiserne Thüre heraus gekommen. „Wir glaubten," brummte der Hauptmann voll Verdruß, „kein Mensch in der Welt sey uns an List und Tapferkeit gewachsen, und nun muß uns sogar ein Kind überlisten, und uns in Ketten und Bande bringen. Das ist sehr ärgerlich. Nun sehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: „Wenn der Dieb reif ist, so holt ihn ein hinkender Büttel ein." Jener Musikant mit dem Hackbrette, der sich auch unter ihnen befand, sprach bey sich selbst: „Wir raubten dieses Kind, damit es uns dereinst zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieses Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da sagen: Wer Böses thut, findet am Ende immer, daß er sich verrechnet habe." Der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer so freundlich und gefällig gewesen, und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, sagte: „Das hat Gott so gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod seyn wird. Gott zeigt auch hier wieder seine Macht, die Unschuld zu retten und die Schuldigen zu strafen. Nun geht an

uns allen in Erfüllung, was mir meine Mutter immer gesagt hat: „Wenn sich der Böse auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, so wüßte ihn Gottes strafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen."

Als Heinrich den Jüngling in seinen Ketten unter den Räubern erblickte, gieng es ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Vater inständig, dem armen Menschen, der ihm so viel Gutes erwiesen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf sagte, er könne für jetzt noch nichts versprechen; er werde ihn aber so gelinde behandeln, als es in seiner Macht stehe. Da sich bey dem Verhöre fand, daß der junge Mensch niemals Blut vergossen, und mehr der Diener der Räuber, als selbst ein Räuber gewesen sey, so wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er so lange, bis er hinreichende Beweise von aufrichtiger Besserung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geschickt werden solle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh," sagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, „wie nichts Böses unbestraft bleibt, so wird auch alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe hast du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde gethan hast, will ich dir an deiner ar-

men Mutter vergelten. Halte dich gut, und mache, daß ich dich bald zu ihr zurücksenden könne.

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den sie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerinn kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdecken konnte, zurückgegeben, von dem Uebrigen aber auf Verwendung des Grafen ein großes Waisenhaus gebaut.

Margaretha blieb in den Diensten der Gräfinn, wie vorher, und hatte nun nach langen Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen seines Leichtsinns und seiner Nachlässigkeit längst fortjagen müssen; er hatte sich überdieß noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in seinen schönsten Jugendjahren bereits an der Auszehrung gestorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reichlich beschenkt, wieder zu seinen Aeltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gerne für immer auf seinem Schlosse behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ sich nicht bewegen, seine Einsiedeley ganz mit einem gräflichen Schlosse zu vertauschen: „Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen," sagte er, „und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die bessere

Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser Welt thun können.“ Der ehrwürdige Greis segnete bey dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfinn, und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an, und sprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl, und der Friede Gottes sey mit euch. Im Himmel sehen wir uns wieder!“

II.

Die

Ostereyer.

Erstes Kapitel.

„O weh, da giebts noch nicht einmal Hühner!“

Es lebten einmal vor vielen hundert Jahren, in einem kleinen Thale tief im Gebirge, einige arme Kohlenbrenner. Das enge Thal war rings von Wald und Felsen eingeschlossen. Die Hütten der armen Leute lagen im Thale umher zerstreut. Einige Kirschen und Pflaumenbäume bey jeder Hütte, etwas Ackerland mit Sommergetreide, Flachs und Hanf, eine Kuh und einige Ziegen waren all ihr Reichthum. Indeß erwarben sie noch Einiges mit Kohlenbrennen für die Eisenschmelze im Gebirge. So wenig aber die Leute hatten, so waren sie dennoch ein sehr glückliches Völklein; denn sie wünschten sich nicht mehr. Sie waren bey ihrer harten Lebensart, bey steter Arbeit und strenger Mässigkeit vollkommen gesund, und man sah in diesen armen Hütten — was man in Pallästen sonst vergebens suchen würde — Männer, die über hundert Jahre alt waren.

Eines Tages, da schon der Haber anfieng, sich zu bleichen, und es in dem Gebirge sehr heiß war, kam ein Köhlermädchen, das die Ziegen hüthete, fast außer Athem nach Hause gesprungen, und brachte den Aeltern die Nachricht, es seyen fremde Leute in dem Thale angekommen, von gar wundersamer Tracht und seltsamer Redensart, eine vornehme Frau und zwey Kinder, und ein sehr alter Mann, der, ob er gleich sehr prächtige Kleider anhabe, doch nur ihr Diener scheine. „Ach," sagte das Mädchen, „die guten Leute sind hungerig und dürstig, und sehr müde. Ich traf sie, als ich eine verlorne Ziege suchte, ganz abgemattet im Gebirge an, und zeigte ihnen den Weg in unser Thal. Wir wollen ihnen doch etwas zu essen und zu trinken hinaus tragen — und sehen, ob wir sie die Nacht bey uns und den Nachbarn nicht unterbringen können." Die Aeltern nahmen sogleich Haberbrod, Milch und Ziegenkäse, und giengen hin.

Die Fremden hatten sich indeß in den Schatten einer buschigen Felsenwand gelagert, wo es sehr kühl war. Die Frau saß auf einem bemoosten Felsenstücke, und hatte ihr Angesicht mit einem weißen Schleyer vom feinen Flor bedeckt. Eines der Kinder, ein zartes, wunderschönes Fräulein saß ihr auf dem Schooße. Der alte Diener, ein ehrwürdiger Greis, war damit beschäftigt, das schwer beladene Maulthier abzupacken, das sie bey sich hatten. Das andere Kind, ein

muntrer schöner Knabe, hielt dem Thiere einige Disteln hin, an denen es begierig fraß.

Der Kohlenbrenner und sein Weib näherten sich der fremden Frau mit Ehrerbiethung. Denn an ihrer edlen Gestalt, ihrem Anstande, und ihrem langen weißem Gewande merkte man sogleich, daß sie vom hohen Stande seyn müsse. „Sieh nur," sagte die Kohlenbrennerinn leise zu ihrem Manne, „den zierlich ausgezackten stehenden Halskragen, die feinen Spitzen, aus denen die zarten Hände nur zur Hälfte hervorblicken, und — der tausig! — sogar die Schuhe sind so weiß, wie Kirschenblüthe, und mit silbernen Blümchen geziert!" Der Mann tadelte aber sein Weib, und sagte zu ihr! „Dir steckt doch nichts im Kopfe, als die Eitelkeit! Den höhern Ständen geziemt eine vornehme Kleidung. Indeß macht das Kleid den Menschen um nichts besser, und mit den zierlichen Schuhen hat die gute Frau wohl schon manchen harten Tritt thun, und manche rauhe Wege gehen müssen."

Der Köhler und die Köhlerinn bothen der fremden Frau jetzt Milch, Brod und Käse an. Die Frau schlug den Schleyer zurück, und beyde wunderten sich über die Schönheit und die edle, sanfte Gesichtsbildung der Frau. Sie dankte freundlich, und ließ sogleich das Kind auf dem Schooße aus der irdenen Schale voll Milch trinken — und die hellen Thränen drangen ihr aus den Augen, und benetzten

die blühenden Wangen, als das Kleine die Schale mit beyden Händchen fest hielt und begierig trank. Auch der liebliche Knabe kam herbey, und trank auch. Darauf theilte sie von dem Brode aus — und dann trank sie erst selbst, und aß von dem Brode. Der fremde Mann aber ließ sich besonders den Käs sehr gut schmecken. Während sie aßen, kamen aus allen Hütten Groß und Klein herbey, standen im Kreise umher, und betrachteten neugierig und wundernd die neuangekommenen Fremden.

Nachdem der alte Mann satt war, bath er flehentlich, die Leute möchten der Frau doch in irgend einer Hütte auf einige Zeit ein kleines Stübchen einräumen; sie werde ihnen nicht zur Last fallen, sondern alles reichlich bezahlen. „Ach ja," sagte die Frau mit sanfter, lieblicher Stimme; „erbarmt euch einer unglücklichen Mutter und ihrer zwey Kleinen, die durch ein schreckliches Schicksal aus ihrer Heimath vertrieben wurden." Die Männer traten sogleich zusammen, und hielten Rath, wie das zu machen sey.

Oben im Thale brach hoch aus röthlichen Marmorfelsen ein Bächlein hervor, stürzte sich, schäumend und weiß wie Milch, von Felsen zu Felsen, und trieb eine Mühle, die gleichsam nur so an den Felsen dort hieng. Auf der andern Seite des Bächleins hatte der Müller noch ein anderes nettes Häuschen erbaut. Freylich war es, wie alle übrigen

Häuser im Thale, nur ganz von Holz; aber gar freundlich anzusehen, von Kirschenbäumen lieblich beschattet, und von einem kleinen Gärtchen umgeben. Dieses Häuschen both der Müller der fremden Frau zur Wohnung an.

„Mein neues Hüttchen da droben," sagte er, indem er mit der Hand hinauf zeigte, „räume ich euch, wie es da steht, herzlich gerne ein. Es ist spannneu, und noch kein Mensch hat darin gewohnt. Ich baute es eigentlich, um einmal dahin zu ziehen, wenn ich die Mühle meinem Sohne übergeben werde. Wie doch der liebe Gott — Ihm sey Dank! — so wunderbar für euch sorgt! Erst gestern bin ich damit vollends fertig geworden, und heute könnet ihr nun schon einziehen. Es ist recht so, als wenn ich es gerade nur für euch gebaut hätte. Es wird euch gewiß gefallen!"

Die gute Frau war über dieses freundliche Anerbiethen hoch erfreut. Nachdem sie etwas ausgeruht hatte, gieng sie sogleich hinauf. Sie trug das kleine Fräulein auf dem Arme, und der alte Mann führte den Knaben an der Hand. Der Müller aber besorgte das Maulthier. Die Frau fand das Häuschen, zur großen Freude des Müllers, ganz unvergleichlich. Mit einem Tische, einigen Stühlen und Bettstätten war es schon versehen. Schöne Teppiche und prächtige Decken zur Nachtruhe hatte die Frau auf dem Maulthiere mitgebracht. Sie übernachtete daher sogleich

da — und dankte Gott mit ihren beyden Kleinen vor dem Schlafengehen noch herzlich, daß Er ihr nach langem Herumirren einen so angemessenen Zufluchtsort habe finden lassen. „Wer hätte es geglaubt," sagte sie, „daß ich, in Pallästen erwachsen, mich noch glücklich schätzen würde, in eine solche Hütte aufgenommen zu werden. Wie nöthig hat auch der Höhere gegen den Niedrigsten gut und gefällig zu seyn! Könnte er auch so hart seyn, es nicht aus Menschenfreundlichkeit zu thun, so sollte ihn doch die Klugheit dazu bewegen. Denn kein Mensch weiß, was ihm bevorsteht."

Den andern Morgen kam die Frau in aller Frühe mit ihren Kleinen aus der niedern Wohnung hervor, sich ein wenig in der Gegend umzusehen. Denn am Tage zuvor waren sie dazu allzumüde. Mit Entzücken betrachtete sie die schöne Aussicht ins Thal. Die Hütten der Köhler lagen tief unten im grünen Thale wie hingesät, nur immer zwey oder drey beysammen. Das Mühlbächlein schlängelte sich hell wie Silber mitten hindurch. Die bunten Felsen voll grüner Gesträuche, an denen die Ziegen nagten, hätte man, so wie sie jetzt von der Morgensonne beleuchtet waren, nicht schöner mahlen können.

Der alte Müller kam, sobald er die Frau mit ihren Kindern erblickte, sogleich aus der Mühle heraus, und über den schmalen Steg, der über das Bächlein führte, herüber. „Aber nicht wahr," rief

er, „ein schöneres Plätzchen als dieses, giebt es doch im ganzen Thale nicht! Hier scheint die Morgensonne immer am ersten hin. Wenn die Hütten unten, wie eben jetzt, noch im schwarzen Schatten liegen, so ist da droben schon alles von der Sonne wie vergoldet. Ja oft, wenn in dem tiefen, feuchten Thal kaum die Kamine der Hütten aus dem grauen Nebel hervorragen, hat man hier den klaren blauen Himmel.“

Den Kindern der Frau gefiel aber das Mühlrad, das sich beständig so geschäftig umdrehte, am besten. Dem Knaben ergötzte besonders das Klappern der Mühle, und das Rauschen des Wassers, das wie siedende Milch zu kochen schien. Das Mädchen hingegen hatte ihre vorzügliche Freude an den funkelnden Edelsteinen von allen Farben, die, wie sie sagte, im Sonnenglanze von dem immer tröpfelnden Rade fielen.

Die Frau brachte den Tag zu, sich einzurichten, so gut es in diesem armen Thale seyn konnte. Die Leute wetteiferten, sie mit Lebensmitteln, mit Brennholz, irdenem Küchengeschirre, und andern Kleinigkeiten zu versehen. Das Mädchen, das ihr zuerst den Weg in das Thal gezeigt hatte und Martha hieß, kam zu ihr in den Dienst.

„Vor allem brauche ich Eyer!“ sagte die Frau, als sie sich zum Kochen anschickte. Sieh doch, daß du mir für Bezahlung einige auftreibest.“ „Eyer?“ fragte Martha ganz verwundert. „Je, wozu denn?“

„Närrisches Mädchen,“ sagte die Frau, „wozu? — zum Kochen. Gehe nur, und mache, daß du bald wieder kommest.“ „Zum Kochen?“ sagte das Mädchen; „aber die Vögelein haben ja nun keine Eylein mehr, und dann wäre es doch auch Schade. Vier Personen hätten ja wohl einige hundert Eylein von Finken oder Hänflingen nöthig, sich satt zu essen.“ „Was plauderst du da,“ sagte die Frau, „wer redet denn von den Eyerchen der Vögelein. Ich meyne Hühnereyer.“ Das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte: „Was das für Vögel sind, weiß ich gar nicht. In meinem Leben habe ich noch keine gesehen.“ „O weh,“ sagte die Frau, „so giebts bey euch noch nicht einmal Hühner!“

Denn da die Hühner erst aus dem Morgenlande zu uns gebracht wurden, so war damals in manchen Gegenden ein Huhn wirklich etwas so seltenes, als jetzt ein Pfau. Die Frau wußte sich, da hier auch nichts von Fleischspeisen zu haben war, in ihrer kleinen Küche fast nicht zu helfen. „Ich hätte nie daran gedacht,“ sprach sie, „was es um ein Ey für eine Wohlthat Gottes ist, bis jetzt, da ich keines haben kann. So giengs mir aber auf meiner Wanderung schon mit hundert Dingen. Mangel und Noth haben doch auch ihr Gutes, indem sie uns auf manche Gabe Gottes, die wir bisher nicht achteten, aufmerksam machen, und uns Dankbarkeit lehren.“

Die gute Frau mußte sehr kümmerlich leben. Die Leute trugen ihr indeß fleißig zu, was sie nur immer glaubten, das ihr angenehm seyn könnte. Wenn der Müller eine schöne Forelle, oder ein Köhler ein Paar Krametsvögel fieng, so brachten sie ihr dieselben sogleich. Die größten Dienste that ihr aber der alte Diener, der mit ihr gekommen war. Sie hatte noch einige goldene Kleinodien und kostbare Edelsteine. Von diesen gab sie ihm von Zeit zu Zeit, und er verreiste damit, und blieb oft mehrere Wochen aus. So oft er zurück kam, brachte er immer allerley mit, das er für die kleine Haushaltung eingekauft hatte. Die Leute bemerkten indeß, daß die Frau nach seiner Zurückkunft oft sehr traurig war, und rothgeweinte Augen hatte. Sie wären gar gerne dahinter gekommen, wer sie denn eigentlich sey, und woher sie komme. Allein sie selbst zu fragen, hatten sie den Muth nicht. Der alte Mann aber sagte ihnen, wenn sie ihn fragten, so seltsame Namen, daß sie dieselben kaum nachsprechen konnten, und sie in einer Viertelstunde schon wieder vergessen hatten, bis sie endlich merkten, daß der muntere Greis sie nur zum Besten habe. Da machten sie sich an die Kleinen. „Sag uns doch,“ sagten sie zum Knaben, „wie heißt denn deine Mutter eigentlich? Wir wollen es nicht weiter sagen. Sag es uns nur ins Ohr.“ Da sagte ihnen denn das Kind sehr geheimnißvoll, aber auch sehr offenherzig und zutraulich: „Sie heißt

eigentlich Mama." Aehnliche Antworten gab auch das Mädchen. Die Leute mußten es also der Zeit überlassen, dieses Geheimniß zu enthüllen.

Zweytes Kapitel.

„Gottlob, nun sind doch einmal die Hühner da."

Einmal kam der alte Diener, der Kuno hieß, wieder von einer Reise heim, und trug einen Hühnerstall auf den Rücken. In dem waren ein Hahn und einige Hennen. Als die Kinder im Thale den alten Mann kommen sahen, liefen sie alle zusammen, denn er brachte ihnen immer etwas mit — weißes Brod, getrocknete Pflaumen, ein Pfeifchen, ein Glöcklein für ihre Ziegen oder sonst eine Kleinigkeit.

Dießmal waren die Kinder sehr neugierig, was denn in dem vergitterten Kästchen sey, das fast ganz mit Tuch bedeckt war, so daß man nicht recht hinein sehen konnte. Sie begleiteten ihn bis vor die Thüre der Frau, die mit ihren zwey Kleinen sogleich freudig heraus kam und ihn grüßte. „Gottlob," rief das kleine Fräulein und klatschte in die Hände, „nun sind doch einmal die Hühner da!"

Der Mann stellte den Kasten nieder, öffnete das

Thürchen, und da kam denn zuerst ein prächtiger Hahn heraus. Die Kinder erstaunten. „Was für ein sonderbarer Vogel das ist!" riefen sie; denn wie man ihn heiße, wußten sie noch nicht. „In unserm Leben haben wir noch keinen so schönen Vogel gesehen! was er für eine schöne Krone auf dem Kopfe hat, noch schöner roth, als Kornblumen: und wie wunderschön bräunlich und gelblich seine Federn schimmern, noch schöner als reifes Getreid in der Abendsonne; und wie wunderlich er den Schweif trägt, fast wie eine Sichel gekrümmt!" Auch die Hennen gefielen ihnen sehr wohl. Es waren ein Paar Schwarze mit hochrothem Kamme, ein Paar Weiße mit Schöpfen, und ein Paar Röthlichbraune ohne Schweif. Die Frau streute den Hühnern einige Hände voll Haberkörner hin. Die Hühner pickten sie geschäftig hinweg, und die Kinder standen und knieten im Kreise umher, und sahen mit vergnügten Gesichtern zu.

Als der Haber aufgefressen war, da schwang mit einem Male der Hahn die Flügel und krähte — und alle Kinder lachten laut zusammen, so freuten sie sich darüber. Und im Heimwege schrien die Knaben alle: „Kikiriki" und die Mädchen machten es ihnen wohl auch nach, aber doch nicht gar so laut. Als die Kinder heimkamen, erzählten sie von den Wundervögeln, die viel größer seyen, als die Ringeltauben, ja wohl größer, als die Raben, und wie sie so schöne

Farben hätten, noch viel schöner als alle Vögel im Walde. „Und,“ sagte die kleine Marie, Marthas Schwesterlein, „wie sie so ein rothes Käpplein auf dem Kopfe tragen, wie es bisher noch bey keinen Vögeln des Waldes gebräuchlich gewesen.“ Auch die Aeltern wurden neugierig und kamen, die fremden Vögel zu sehen, und waren nicht weniger darüber verwundert.

Nach einiger Zeit ließ sich eine der Hennen zum Brüten an. Martha mußte die Henne täglich füttern. Die Frau zeigte einmal den Kindern aus dem Thale das Nest, und die Kinder verwunderten sich alle laut über die Menge von Eyern. „Fünfzehn Eyer!“ riefen sie; die Holztauben legen nur zwey, andre Vögelein nur fünf Eyer. O wie wird die Henne so viele Junge auffüttern!“

Da die Jungen anfiengen auszukriechen, wollte die Frau den Kindern eine Freude machen, und ließ sie rufen. Es kamen aber, da es eben Feyertag war, auch viele große Leute mit. Sie zeigte ihnen ein aufgepicktes Ey. O wie freuten sich die Kinder, als das junge Hühnlein so geschäftig pickte, herauszukommen. Die Frau half ihm vollends heraus. Nun war die Verwunderung noch größer, daß das kleine Vögelein schon über und über so schöne gelbe Flaumfederlein habe, so munter aus den schwarzen Aeugelein blicke, und sogleich davon laufen könne, da doch andere junge Vögelein nackt, blind und ganz

hilflos zur Welt kämen. „Das ist doch etwas unerhörtes," sagten die Kinder, „solche Vögel giebt es in der ganzen Welt nicht mehr."

Als die schöne, glänzend schwarze Glucke mit dem purpurrothen Kamme, in Mitte ihrer fünfzehn gelbhaarigen Jungen, das erste Mal auf den grünen Rasen herausschritt, da war die Freude der Kinder und Aeltern gar über alle Weise. „Schöneres kann man doch nichts sehen!" sagte ein Köhler. „Und horcht nur," sprach die Köhlerinn, „wie die Alte den Jungen lokt, und wie die kleinen Dingerchen den Ruf verstehen und sogleich folgen. Es wäre zu wünschen, daß ihr Kinder auch immer so auf den Ruf gienget."

Ein Knabe wollte ein junges Hühnlein fangen um es näher zu betrachten. Das kleine Dingelchen schrie aber kläglich, und auf das Geschrey schoß die Alte plötzlich und mit weitgeöffneten Flügeln herbey, und flog dem Knaben, der heftig erschrack und jammernd um Hülfe rief, auf den Kopf. Sie hätte ihm wohl die Augen ausgekratzt, wenn er das Junge nicht augenblicklich wieder hätte laufen lassen. Der Vater schmähte den Knaben, und die Mutter sagte: „Wie das treue Thier sich seiner Jungen so eifrig annimmt! Menschen könnten sogar von ihm lernen."

Wenn die Henne nun einen guten Bissen fand, so erhob sie sogleich ein Geschrey, und die Jungen eilten alle zusammen. Die Alte zerhackte ihn erst mit

ihrem Schnabel, und legte ihnen gleichsam vor. Jedermann wunderte sich, daß so junge Thierchen, die kaum über einen Tag alt wären, nicht nur sogleich laufen, sondern auch schon fressen könnten.

Da jetzt die Sonne sich etwas unter die Wolken verbarg — so sammelten sich alle Jungen unter die Alte, und versteckten sich da, um sich zu wärmen. „Das ist noch das allerschönste,“ sagten die Leute. „Es ist gar artig und munter, wie hie und da ein Köpfchen unter den Flügeln der Henne hervorsieht, oder sich ein Junges hervorwagt, und sogleich wieder an einer andern Stelle unter sie hineinkriecht.“

Der Müller, der in seiner weißbestäubten Kleidung in Mitte der schwarzen Köhler sich gar sonderbar ausnahm, aber auch an Einsicht sich eben so vor ihnen auszeichnete, sprach: „Was das doch ein Wunderding mit diesen fremden Vögeln ist! Wir erblicken zwar Gott überall in der Natur; aber wenn wir etwas ungewöhnliches sehen, fällt uns seine Allmacht, Weisheit und Güte doch noch mehr in die Augen. Bedenkt nur, wie gut es ist, daß diese kleine Vögelein sogleich laufen und fressen können; wenn die Alte so vielen Jungen das Futter im Schnabel zutragen müßte, wie eine Schwalbe, da würde sie nicht fertig! Wie gut ist's, daß schon die Natur der Jungen so ist, der Alten nachzulaufen und ihrer Stimme zu folgen. Liefen sie, weil sie doch auf der Stelle laufen können, sogleich auseinander; die Alte

könnte sie nicht mehr zusammen bringen, und die Jungen giengen verloren. Besonders wundert mich aber, wo die Henne den Muth hernimmt, ihre Jungen so tapfer zu vertheidigen! Habe ich mich doch oft schon über die Hühner geärgert und sie dumme Thiere gescholten, weil sie allemal, so oft ich an ihnen vorbey gieng, vor Furcht scheu auseinander flogen, obwohl sie längst merken konnten, daß ich ihnen nichts zu leid thue. Und nun ist die Natur des Thieres ganz verändert, und sie setzt sich gegen einen Mann zur Wehre. Oft hat es mich ergötzt, wie die Hennen um einen Bissen zanken, oder wie diejenige, die ein größeres Bröcklein fanden, so neidig ist, und sogleich davon läuft, und wie die andern ihr nachlaufen, und es ihr nehmen wollen. Jetzt aber hat sie ihre Gefräßigkeit ganz abgelegt, und ruft den Jungen selbst und rührt nichts an, bis alle satt sind. Ich glaube, das gute Thier stürbe lieber selbst Hungers, als daß sie eines ihrer Jungen verhungern ließe. Diese zärtliche Sorgfalt, mit der die Henne ihre zarten Jungen umherführt, Futter für sie aufsucht, sie ernährt, sie beschützt, sie unter ihren Flügeln wärmt — hat Gott dem Thiere eingepflanzt. So zärtlich ist Gott für diese jungen Hühnlein besorgt! Und wie sollten nun wir verzagen? Sollte Er nicht noch mehr für uns besorgt seyn? Freylich sorgt Er noch mehr für uns. Darum nur guten Muth, lieben Leute! Gott macht alles wohl. Er sorgt für alle seine Ge-

schöpfe — am meisten aber für den Menschen, der in seinen Augen mehr ist, als alle Hühner und alle andern Vögel in der ganzen Welt.“

Drittes Kapitel.

„Jetzt giebt es Eyer im Ueberfluß.“

Weil die guten Leute im Thale gegen die fremde Frau immer gar so gefällig gewesen, so war sie schon lange darauf bedacht, ihnen auch wieder eine Freude zu machen, und ihre ärmliche Haushaltung zu erleichtern. Die gute Frau hatte daher Eyer und Hühner sehr geschont, und da sie nun einen schönen Vorrath von Eyern und auch mehrere Hühner beysammen hatte, schickte sie Martha in's Thal, alle Hausmütter auf den morgigen Tag, der ein Sonntag war, einzuladen. Sie kamen mit Freuden, und in ihrem schönsten Aufputze. In dem kleinen Gärtchen hatte der alte Diener einen ländlichen Tisch mit einigen Bänken bereitet. Hier mußten sie Platz nehmen.

Martha brachte hierauf einen großen Korb voll Eyer. Die waren alle so reinlich, daß man kein Flecklein daran sah, und weiß wie Schnee. Die Kohlenbrennerinnen erstaunten und wunderten sich nicht wenig über die Menge von Eyern. „Gottlob!“ sagte die Frau, „jetzt giebt es Eyer im Ueberfluß, und

es ist allerdings ein schöner Anblick, so viele reinliche Eyer beysammen zu sehen. Nun will ich euch aber auch zeigen, wie man sie in der Haushaltung nützen kann."

In einer Ecke des Baumgärtchens, unten an einem Felsen, war Feuer aufgemacht. Eine große Pfanne voll Wasser hieng über dem Feuer. Die Frau schlug zuerst ein Eyer auf, um zu zeigen, wie es innen aussehe, bevor es in das heiße Wasser komme. Alle betrachteten mit Aufmerksamkeit die schöne, kristallhelle Feuchtigkeit, in der gleich einer gelben Kugel der Dotter schwamm. Nun wurden so viele Eyer, als es Gäste waren, weich gesotten. Auf dem Tische war Salz und weißes länglichgeschnittenes Brod in Bereitschaft. Die Frau lehrte sie die Eyer öffnen, und nun wunderten sich alle, wie das durchsichtige des Ey's so schön weiß wie Milch aussah, und eben so, wie das Gelbe, fester geworden. Alle lobten, indem sie nach Anweisung der Frau die Eyer mit dem Brode austunkten, die treffliche Speise. „Da hat man," sagten sie, „Geschirr und Speise sogleich beysammen. Und wie schön und reinlich, wie lieblich weiß und gelb alles aussieht! Wie schnell, ohne Kunst, ohne allen Aufwand ein Ey gekocht ist. Auch für Kranke könnte man nicht leicht eine wohlfeilere und nahrhaftere Speise finden."

Die Frau schlug hierauf Eyer in heißes Schmalz. Dieses war für die Köhlerinnen wieder eine neue Er-

scheinung. „Wie das Gelbe so schön vom Weißen umgeben ist," sagten sie, „wie bey den großen weiß- und gelben Wiesenblumen, die man Ochsenaugen nennt." Die Eyer wurden nach und nach auf grünen Spinat gelegt, der in einer großen flachen Schüssel bereit stand — und auch diese Speise wurde von allen gelobt. So machte die Frau noch andere Eyerspeisen, und unterrichtete die Köhlerinnen, wie die Eyer nicht nur an und für sich eine gesunde Speise seyen, sondern mit noch größerm Vortheil zur bessern Bereitung anderer Speisen benützt werden können.

Zuletzt wurde schöner grüner Ackersalat aufgetragen. Kuno brachte ein Teller voll Eyer, die schon früher hart gesotten wurden, damit sie indeß wieder kalt würden. Der fröhliche Alte ließ aus Scherz die Eyer fallen, daß sie auf dem steinigen Boden herumrollten. Die Köhlerinnen am Tische erschracken, daß sie laut aufschrien. Sie meynten, die Eyer würden ausfließen. Aber wie wunderten sich alle, als die Frau die Schalen rein ablöste, und jedes Ey so durchaus hart erschien, daß es sich schneiden ließ. Die Sache schien ihnen ein Wunder. Indeß sagte ihnen die Frau, wie man die Eyer hart siede, und legte die zierlich geschnittenen Eyer auf den Salat, und auch diese Speise schmeckte den Gästen sehr gut.

Nachdem die Mahlzeit geendet war, vertheilte

die Frau einige Hähne und mehrere Hennen unter die Hausmütter. Sie sagte ihnen, daß eine Henne des Jahres hundert, bis hundert fünfzig Eyer lege — worüber alle erstaunten. „Ueber hundert Eyer!“ riefen sie. „Welch ein Vortheil in der Haushaltung!“ Die guten Hausmütter brachten mit den Hühnern eine große Freude in's Thal. In allen Hütten war Jubel. Alle Leute im Thale segneten die Frau, und dankten Gott für so schöne, wohlthätige Geschenke.

Die Hühner waren lange Zeit das tägliche Gespräch. Immer bemerkten die Leute noch etwas neues daran, das sonderbar und zugleich nützlich war. Die Eigenschaft, daß der Hahn Morgens krähe, war den Hausvätern besonders lieb. „Er verkündet so,“ sagten sie, „den nahen Tag und fordert die Menschen auf, an ihr Tagwerk zu gehen. Es ist ein ganz neues Leben im Thale, wenn am Morgen die Hähne so zusammen krähen, und man geht ordentlich munterer an die Arbeit!“ „Freylich wohl!“ sagte der Müller. „Wann der Hahn aber gegen Mitternacht das erste Mahl kräht, so ruft er den lustigen Gesellschaften mit lauter Stimme zu, jetzt sey es die höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben!“ Den Hausmüttern gefiel es noch besonders, daß die Henne es gatzend ankündete, wenn sie ein Ey gelegt hatte. Allemal war Freude im Hause, wenn sie sich hören ließ. „So weiß man es doch gleich,“ sagten sie,

„und kann das nützliche Geschenk sogleich in Empfang nehmen.“

Hausväter und Hausmütter sagten oft unter einander: „Diese Vögel sind wahrhaftig von Gott recht eigentlich zu Hausthieren geschaffen. Sie halten sich so treulich an das Haus, entfernen sich nie weit davon; kommen, sobald man ihnen lockt, sogleich alle zurück; ja, sie gehen am Abende von selbst heim, und warten an Hausthür oder Fenster, bis man sie hereinlasse. Nicht nur bringen sie in der Haushaltung, einen großen Nutzen; ihr Unterhalt kostet auch sehr wenig. Sie nehmen mit Kleye, mit dem Abfalle vom Gemüse, und mit andern schlechten Dingen vorlieb, die man im Hause sonst nicht weiter nützen könnte. Ja sie gehen von Morgen bis Abend außer dem Hause überall umher, und scharren, und suchen ihr Futter selbst auf. Viele tausend Körnlein, die besonders zur Aerntezeit und bey dem Dreschen verloren giengen, kommen so noch den Menschen zu gut. Die Hennen lesen sie fleißig auf, und geben uns Eyer dafür. Die ärmste Wittwe, die sonst kein Hausthier halten könnte, vermag doch noch eine Henne zu halten, und das tägliche Ey ist ein tägliches Almosen für sie.“

Auch die zwey Kinder der Frau sahen nun ein, woran sie im Ueberflusse nie gedacht hatten, was die Eyer für gütige Geschenke Gottes seyen. O wie froh waren sie, als sie hie und da Morgens ein Ey in

Milch essen konnten! Wie gut fanden sie nun manche Speise, die ihnen vorhin nicht recht genießbar schien, weil das Ey daran fehlte. Wie sehr dankten sie Gott dafür!

Viertes Kapitel.

Das Fest der bemahlten Eyer, ein Kinderfest.

Indeß giengen Sommer und Herbst vorüber, und der Winter kam. Er war, zumal in dieser rauhen Gegend, sehr hart. Die kleinen Hütten im Thale lagen Monate lang, wie im Schnee vergraben. Nur die rauchenden Kamine und etwas von den Dächern schauten noch aus der weissen Hülle hervor. Von dem Hohlwege zwischen den Felsen herauf sah man gar nichts mehr. Die Mühle stand still, und die Wasserfälle hiengen starr und geräuschlos an den Felsen da. Man konnte nur wenig zusammen kommen. Desto größer war die Freude, als der Schnee schmolz, und es nun wieder Frühling ward.

Die Kinder aus dem Thale kamen sogleich wieder herauf, und brachten den beyden fremden Kindern, Edmund und Blanda, die ersten blauen Veilchen und gelben Schlüsselblümchen, die sie im Tha-

le finden konnten. Ja, sie flochten ihnen, sobald es mehrere dieser holden Frühlingsblümchen gab, die schönsten blauen und gelben Kränze. „Ich muß," sagte die edle Frau, „den guten Kindern doch auch eine Freude machen. Ich will ihnen auf den kommenden Ostertag ein kleines ländliches Kinderfest geben. Denn es ist gar schön, daß man solche Tage den Kindern, so gut man nur immer kann, zu Freudentagen mache. Aber was soll ich ihnen geben? Auf Weihnachten konnte ich sie mit Aepfeln und Nüssen beschenken, die ich für sie hatte bringen lassen. Allein zu dieser Zeit hat man nichts im Hause, als etwa ein Ey. Noch bringt die Natur nichts hervor, das zu genießen wäre. Alle Bäume und Sträuche stehen ohne Früchte und Beeren. Eyer sind die ersten Geschenke der wieder auflebenden Natur."

„Aber," sagte Martha, „wenn die Eyer nur nicht so ganz ohne alle Farben wären! Weiß ist wohl auch schön. Allein die allerley Farben der Früchte und Beeren, zumal die schönen rothen Wangen der Aepfelein, sind doch noch schöner."

„Du bringst mich da auf einen Einfall," sagte die gute Frau, „der nicht gar übel seyn mag. Ich will die Eyer hart sieden, und sie, was sich während des Siedens leicht thun läßt, zugleich färben. Die mancherley Farben machen den Kindern gewiß große Freude."

Die verständige Mutter kannte verschiedene Wurzeln und Moose, die man zum Schönfärben brauchen kann. Sie färbte nun die Eyer auf verschiedene Art. Einige wurden schön himmelblau, andere gelb wie Zitronen, andere so schön roth wie das Innere der Rosen. Einige hatte sie mit zarten grünen Blättchen eingebunden, die sich dann auf den Eyern abbildeten, und ihnen ein unvergleichlich schönes buntes Aussehen gaben. Auf einige setzte sie auch einen kleinen Reim.

„Die bemahlten Eyer," sagte der Müller, als er sie erblickte, „sind gerade recht für das Fest, wo die Natur ihr weisses Kleid ablegt, und sich mit allerley Farben schmückt. Die gute Mutter macht es gerade wie der liebe Gott, der uns nicht nur schmackhafte Früchte giebt, sondern sie auch noch für das Auge schön und freundlich macht. Wie Er die Kirsche roth, die Pflaume blau, die Birne gelb färbt, so macht sie es mit den Eyern."

Der Ostertag war diesesmahl ein überaus schöner Frühlingstag — ein wahrer Auferstehungstag der Natur. Die Sonne schien so schön und warm, der Himmel war so rein und blau, daß es eine Lust war, und alles neues Leben fühlte. Die Wiesen im Thale waren bereits schön grün, und hie und da schon bunt von Blumen.

Schon lange vor Anbruch der Morgenröthe hatten die Frau und der alte Kuno sich auf den Weg

zur Kirche gemacht, die über zwey Stunden weit entfernt jenseits mehrerer Berge lag. Die Väter und Mütter aus dem Thale, und die größern Kinder, die so weit gehen konnten, zogen auch mit dahin. Gegen Mittag kam die Frau mit Hilfe des Maulthieres, das Kuno führte, wieder zurück; die übrigen Leute aber kamen mit ihren Kindern erst lange nach Mittag, oder gar erst gegen Abend nach Hause.

Sobald die Frau angelangt war, eilten jene Kinder, die man daheim gelassen hatte, und die mit Edmund und Blanda ungefähr von einerley Alter — und schon lange eingeladen waren, voll Freude herauf.

Die Frau führte sie in das Gärtchen, das Kuno im vorigen Jahre sehr verschönert hatte. Nahe an der Felsenwand, auf einem zierlich mit Kiese beschütteten Grunde, war ein länglicht runder Tisch. Der war jetzt mit einem farbigen Teppiche belegt; Rasensitze von jungem, frischen Grün umgaben ihn. Die Kinder setzten sich rings um den Tisch, und mitten unter ihnen Edmund und Blanda. Alle sahen freundlich und fröhlich aus den Augen, und waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Es war wirklich ein ungemein lieblicher Anblick, den schönen Kreis von gelb- und braunlockichten Köpfchen und alle die blühenden Gesichtchen zu sehen. „So schön ist kein Blumenkranz,“ sagte die Frau bey

sich selbst, „und wäre er auch aus den schönsten Rosen und Lilien gewunden."

Nun erzählte ihnen die Frau zuerst sehr schön und deutlich, warum der heilige Ostertag ein so großes Freudenfest sey — und dann wurde eine große irdene Schüssel voll heisser Milch aufgetragen, darein Eyer geschlagen waren. Jedes Kind hatte ein neues irdenes Schüsselchen vor sich stehen. Jedes bekam nun seinen Theil, und ließ sich's trefflich schmecken. Hierauf führte die Frau die Kinder durch eine Seitenthür des Gärtchens in das kleine Tannenwäldchen, das an den Garten stieß. Zwischen den jungen Tännchen waren hie und da schöne Rasenplätze. Da sagte die Frau den Kindern, jedes soll aus Moos, mit dem die Felsen und Bäume umher reichlich bewachsen waren, ein kleines Nestchen machen. Sie gehorchten mit Freuden. Denjenigen Kindern, die nicht zurecht kommen konnten, mußten die Geschicktern helfen. Jedes mußte sich sein Nestchen recht wohl merken.

Nun kehrten die Kinder wieder in den Garten zurück. Aber sieh — da erblickten sie auf dem Tische einen großen Kuchen von Eyerbrod, der wie ein großer gewundner Kranz gestaltet war. Jedes bekam nun ein großes Stück Kuchen. Indeß nun die Kinder aßen, schlich Martha mit einem großen Korbe voll gefärbter Eyer heimlich in das Wäldchen, und vertheilte die Eyer in die Nestchen, und die

blauen, rothen, gelben oder bunten Eyer nahmen sich in den zierlichen Nestchen von zartem, grünlichem Moose ungemein schön aus.

Nachdem die Kinder genug geessen hatten, sagte die Frau: „Nun kommt, jetzt wollen wir nach den Nestchen sehen.“ In jedem Nestchen lagen fünf gleichfärbige Eyer, und auf Einem derselben stand ein Reim. Was da die Kinder für ein Freudengeschrey erhoben! Die Freude und der Jubel gieng über alle Beschreibung. — „Rothe Eyer! Rothe Eyer!“ rief das eine, „in meinem Nestchen sind lauter rothe Eyer.“ „Und in dem meinigen blaue,“ rief ein anderes, „o alle so schön blau, wie jetzt der Himmel.“ „Die meinigen sind gelb,“ schrie ein drittes, „noch viel schöner gelb, als die Schlüsselblümchen, oder der hellgelbe Schmetterling, der dort fliegt.“ „Die meinigen,“ rief das vierte, „haben gar alle Farben!“ „O das müssen wunderschöne Hühner seyn,“ rief ein kleiner Knabe, „weil sie so schöne Eyer legen. Die möchte ich einmahl sehen.“

„Ey,“ sagte Martha's Schwesterchen, „das Kleinste aus allen Kindern, „die Hühner legen freylich keine so schöne Eyer. Ich glaube gar, das Häschen hat sie gelegt, das aus dem Wachholderbusche heraussprang und davon lief, als ich dort das Nestchen bauen wollte.“ Und alle Kinder lachten zusammen, und sagten im Scherze, der Haase lege die

bunten Eyer. Ein Scherz, der sich in manchen Gegenden bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

„O mit wie wenigem," sagte die Frau, „kann man den Menschen eine große Freude machen! Wer sollte nicht gerne geben; indem ja geben seliger ist, als empfangen! Wer doch noch ein Kind seyn könnte! Eine solche Freude empfinden unter den Erwachsenen nur diejenigen, die ihr Herz rein und schuldlos bewahrten. Nur die leben noch in dem Paradiese der Kindheit — diesem Gottesreiche schuldloser Freude."

Nun machte die Frau den Kindern wieder eine andere Unterhaltung. Manches Kind, das nur blaue Eyer bekam, hätte gerne auch ein rothes oder gelbes gehabt. Denen, mit den rothen, gelben oder bunten Eyern ging es eben so. Die Frau sagte daher den Kindern, sie sollen mit einander tauschen. Nur das Ey mit dem Sprüchlein durfte nicht vertauscht werden. Das war jetzt eine neue Freude, da jedes Kind auf diese Art Eyer von allen Farben erhielt. „Seht," sagte die Frau, „so muß man einander aushelfen. Wie es mit den Eyern hier ist, so ist es mit tausend andern Dingen. Gott theilte seine Gaben so aus, daß die Menschen einander davon wechselweise mittheilen können, und so einander Freude machen, und einander lieber gewinnen sollen. Möchte doch jeder Tausch oder Kauf,

wie euer kleiner Eyerhandel beschaffen seyn, daß immer beyde Theile gewinnen, und keiner verliere."

Der kleine Edmund las seinen Reim. Ein Köhlerknabe war darüber voll Erstaunen. Denn damals gab es noch wenige Schulen, und mancher Erwachsene wußte kaum, daß es um das Lesen und Schreiben etwas Schönes und Nützliches sey. Der Köhlerknabe wollte nun sogleich wissen, was denn da auf seinem Ey geschrieben stehe. „O, ein unvergleichlich schönes Sprüchlein!" sagte die Frau. „Höre einmal! Für Speis und Trank — dem Geber Dank!" Sie fragte die Kinder, ob sie dieses immer gethan hätten? Jetzt fiel es ihnen erst ein, Gott für die fröhliche Mahlzeit und die schönen Eyer zu danken, was sie denn nach Anleitung der Frau auch sogleich von Herzen thaten.

Nun wollte aber jedes Kind wissen, was auf seinem Ey stehe. Alle drängten sich um die Frau. Alle die kleinen Händchen, und in jedem der Händchen ein Ey, waren gegen sie ausgestreckt. Alle riefen wie mit einem Munde: „Was steht auf meinem? Was auf meinem? Wie heißt meines? O, meines zuerst lesen!"

Die Frau mußte Friede machen, und die Kinder in einen Kreis stellen. Jetzt las sie in der Reihe herum ein Sprüchlein nach dem andern. Jedes Kind war voll Begierde zu wissen, wie sein Reimlein heißt. Alle horchten auf die Frau, und wandten

kein Auge von ihr, wenn sie wieder ein Sprüchlein las.

Die Reimlein bestanden nur immer aus einigen Wörtchen. Alle zusammen, sowohl auf den Eyern, die sie jetzt, als auf jenen, die sie nachher noch austheilte, waren ungefähr folgende:

1. Nur Eins ist noth,
Kind, liebe Gott!

2. Gott sieht dich, Kind
Drum scheu' die Sünd'.

3. Für Speis' und Trank
Dem Geber Dank'.

4. Ein dankbar Herz
Flammt himmelwärts.

5. Vertrau' auf Gott!
Er hilft in Noth.

6. Höchst elend ist,
Wer Gott vergißt.

7. Wer Jesum ehrt,
Thut, was Er lehrt.

8. Gebeth und Fleiß
Macht gut und weis'.

9. Fromm, gut und rein,
Drey Edelstein.

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.

11. Beym Eigensinn
Ist kein Gewinn.

12. Ein reines Herz
Erspart viel Schmerz.

13. Kind, wirst du roth,
So warnt dich Gott.
14. Wie Rosen blüht
Ein rein Gemüth.
15. Bescheidenheit
Das schönste Kleid.
16. Wer Lügen spricht,
Dem glaubt man nicht.
17. Die Heucheley
Ein faules Ey.
18. Verdientes Brod.
Macht Wangen roth.
19. Unmässig seyn
Bringt Schmach und Pein.
20. Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz.
21. Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann
22. Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid.
23. Still, sanft und mild,
Ein goldner Schild.
24. Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden.
25. Gutseyn, nicht Gold,
Macht lieb und hold.
26. Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Kissen.
27. Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth.
28. Zur Ewigkeit
Sey stets bereit.

29. Weltlust vergeht,
Tugend besteht.

30. Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen.

Jedes Kind gab sich alle Mühe, sein Reim'ein zu merken, und wiederholte es in der Stille immer bey sich selbst, um es nicht zu vergessen.

Die Frau fragte nun in der Reihe herum, ob jedes sein Sprüchlein noch wisse. Hie und da mußte sie ein wenig nachhelfen. Aber bald wußte jedes das seine schön und deutlich zu sagen. Ja, viele merkten auch die Reimlein der übrigen. Nach und nach wußte fast jedes Kind alle Reime auswendig. Wenn man nur das erste Wort nannte, so wußten sie fast allemal das Sprüchlein bis ans Ende zu sagen. Und wenn man die erste Hälfte sagte, so wußten sie die zweyte ganz sicher. So viel auf einmal, und so leicht, unter Lust und Lachen, hatten die Kinder noch nie gelernt.

Die Väter und Mütter und die andern Kinder, die indeß nach Hause gekommen waren, und den lauten Jubel, der in das Thal hinabscholl, vernahmen, eilten herauf, zu sehen und zu hören, was es denn gebe, und waren ganz erstaunt. „So viel," sagten sie, „lernen ja die Kinder zu Hause kaum in einem halben Jahre auswendig, als hier in einer halben Stunde. Es bleibt doch wahr, Lust und Lieb zu ei-

nem Ding, macht alle Müh' und Arbeit ring." „Aber den Kindern Lust zu machen," sagte der Müller, „das ist das Kunststückchen. Da steckts! — Das heißt einmal viel gelernt. Das ist ja eine ganze Sittenlehre für Kinder im Kleinen. Wie die Frau, doch mit Kindern umzugehen weiß."

Die Frau beschenkte nun auch die übrigen Kinder mit bunten Eyern und mit Kuchen, und sagte noch zu allen: „Die gefärbten Eyer mögt ihr zu Hause essen; nur die mit dem Sprüchlein müßt ihr zum Andenken aufbewahren." „Die essen wir freylich nicht!" sagten die Kinder. „Die heben wir auf. Das Sprüchlein ist ja mehr werth als das Ey." „Das ists wahrhaftig," sagte die Frau, „wenn ihr das befolgt, was es euch lehrt."

Sie ermahnte die Aeltern nun, die Kinder bey guter Gelegenheit an die Sprüchlein zu erinnern. Die Aeltern thatens. Wenn ein Kind nicht sogleich auf das Wort folgen wollte, erhob der Vater den Finger und sagte: „Ein gutes Kind —" und das Kind sprach: — „gehorcht geschwind!" und gehorchte dann auch geschwind. Wenn ein Kind Mine machte, zu lügen, sprach die Mutter: „Wer Lügen spricht —" „dem glaubt man nicht!" fuhr das Kind fort, erröthete und schämte sich zu lügen. Und so machten die Aeltern es auch mit den übrigen Reimen.

Die Kinder sagten noch gar oft, in ihrem Leben

hätten sie keinen so vergnügten Tag gehabt. „Nun,“ sagte die Frau allemal, „so thut nur fleißig, wie es in den Sprüchlein heißt, und dann gebe ich euch alle Jahre ein solches Eyerfest. Wer aber böse ist und nicht folgt, darf nicht dazu kommen. Denn es soll nur ein Fest für gute Kinder seyn. O, wie da die Kinder im Thale so gut und so folgsam wurden!

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Eyer — mehr werth, als wenn sie von Gold wären.

Unter den Zuschauern, die dem kleinen Kinderfeste beywohnten, hatte die Frau einen fremden Jüngling bemerkt, der in dem Kreise fröhlicher Menschen ganz traurig dastand. Der Jüngling mochte etwa im sechzehnten Jahre seyn. Er war nur sehr ärmlich gekleidet, allein von einem sehr edlen Aussehen und von einer blühenden, unverdorbenen Gesichtsfarbe; seine schönen gelben Haare hingen bis auf die Schultern herab, und in der Hand hatte er einen langen Wanderstab.

Nachdem sich die meisten Zuschauer zerstreut hattrn, fragte ihn die Frau voll Mitleids, warum er denn so traurig sey. „Ach,“ sprach der Jüngling,

und die hellen Thränen standen ihm in den Augen, mein Vater, der ein Steinhauer war, ist erst vor drey Wochen gestorben. Meiner Mutter geht es nun mit meinen zwey kleinen Geschwisterten, einem Knaben und einem Mädchen, sehr hart. Mich will der Bruder meiner Mutter annehmen, und mich das Handwerk des Vaters, das er auch treibt, lehren, damit ich die Mutter erhalten, und mich in der Welt fortbringen könne. Zu diesem reise ich jetzt. Ich komme schon zwanzig Stunden weit her, und habe fast noch so weit zu gehen. Denn der Vetter wohnt weit hin in einer andern Gegend des Gebirgs."

Die Frau wurde, besonders da ihr eignes Schicksal dem Schicksale der armen Wittwe des Steinhauers in etwas ähnlich war, sehr gerührt. Sie gab ihm Milch mit Eyern und Eyerkuchen zu essen, und schenkte ihm einiges, seine Mutter damit zu unterstützen. Edmund und Blanda hatten auch großes Mitleiden mit ihm. „Da," sagte Blanda „bring' dieses rothe Ey deinem kleinen Schwesterchen und grüße sie mir recht freundlich." „Und," sagte Edmund, „dieses blaue Ey bringe deinem Brüderchen zum Gruße, und sag' ihm, er soll uns einmal heimsuchen! Wir wollen ihm dann auch Milchsuppe und Eyerkuchen auftischen." Die Mutter lächelte, holte noch ein bemahltes Ey, und sagte: „Dieses Ey da gieb deiner Mutter. Das Sprüchlein darauf ist der beste Trost, den ich ihr geben kann: Ver-

trau auf Gott, — Er hilft in Noth! und so wird ihr das Ey kein unangenehmes Geschenk seyn; ja wenn sie das Sprüchlein befolgt, so ist es das beste Geschenk von der Welt, das man ihr nur immer machen könnte."

Der Jüngling dankte herzlich. Der Müller behielt ihn über Nacht, und am andern Morgen, da die Spitzen der Felsen, die das Thal einschlossen, sich rötheten, setzte er seinen Stab weiter, nachdem der Müller, ihm noch zuvor Haberbrod und Ziegenkäse in seinen Quersack gesteckt hatte.

Fridolin, denn so hieß der Jüngling, wanderte durch das Gebirge, über hohe Felsen und durch tiefe Thäler, rüstig fort. Am Abende des dritten Tages war er nur mehr ein Paar Stunden von der Wohnung des Vetters entfernt. Aber sieh da — als er so auf schmalem Wege längs einer himmelhohen Felsenwand hinkletterte, und in die tiefe, schauerliche Kluft zwischen den buschigen Felsen mit Grausen hinabschaute, erblickte er auf einmal ein aufgezäumtes und gesatteltes Pferd; die Decke war schön purpurroth, und der Zügel schien lauter Gold. Das Pferd aber schaute zu ihm herauf und wieherte, als freute es sich, einen Menschen zu sehen, und als wollte es ihn mit lautem Jubel willkommen heißen.

„Alle Welt," sagte der Jüngling, „wie kommt das edle Thier in diese tiefe Schlucht hinab. Allem nach gehört es einem Ritter zu. Wenn dem Herrn,

dem es angehöret, nur kein Unglück begegnet ist. Ein gesatteltes Pferd ohne Reiter an einem solchen Orte ist immer ein Anblick, über den man erschrickt. Mir wird ganz bange; ich muß doch einmal nachsehen." Er versuchte lange vergebens hinab zu klettern, wiewohl er im Bergsteigen sehr geübt war. Endlich fand er einen engen Steig zwischen den Felsen, den ein wildes Bergwasser ausgehöhlt hatte, der aber jezt trocken lag, und kam glücklich hinunter. Da sah er einen Mann von edlem Aussehen und in ritterlicher Kleidung unter einem überhangenden Felsen liegen. Sein glänzender Helm mit dem prangenden Federbusche lag neben ihm, und der Spieß steckte darneben. Der Mann aber sah sehr blaß aus, und der Jüngling wußte nicht, ob er nur schlafe oder gar todt sey. Mitleidig gieng er zu ihm hin, faßte ihn freundlich bey der Hand, und sagte: „Fehlt euch etwas, lieber Herr?"

Der Mann schlug die Augen auf, blickte den Jüngling starr an, seufzte, und versuchte zu reden. Aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da deutete er mit der Hand auf den Mund, und dann auf den Helm, der neben ihm lag. Fridolin verstand, daß er trinken wolle, nahm den Helm, und gieng Wasser zu holen. Ein Paar graue Weidenbäume tief in einem Winkel der Schlucht verriethen ihm, daß Wasser in der Nähe seyn müsse. Er gieng hin, fand feuchten Grund, wand sich eine Strecke zwi-

schen Felsen und Gesträuchen hinauf, und sieh — da rann ein kleines Quellchen, hell wie Kristall, aus einem moosigen Felsen hervor. Fridolin füllte den Helm, und eilte dem Durstenden zu. Er trank öfter und in langen Zügen. Nach und nach kam ihm die Sprache wieder.

„Gott sey Dank!“ war sein erstes Wort. „Und auch dir sey Dank, freundlicher Jüngling,“ fuhr er mit heißerer Stimme fort, indem er den Kopf auf die Hand stützte. „Dich hat mir Gott zugesendet, damit ich nicht verschmachte. — Aber, wie mich jetzt hungert! Hast du nicht einen Bissen Brod bey dir?“

„O du mein Gott,“ rief Fridolin, „wenn ich es nur früher gewußt hätte. Haberbrod und Ziegenkäse, die ich da im Queersacke trug, sind rein aufgezehrt. Doch halt, halt!“ rief er jetzt freudig aus, „da habe ich ja noch die Eyer. Die sind eine gesunde, nahrhafte Speise.“ Er setzte sich zu dem Manne auf den reichlich mit Moos bewachsnen Boden, langte die gefärbten Eyer hervor, machte sogleich eines von der Schale los, schnitt es mit seinem Taschenmesser, gleich Apfelschnitzchen, in länglichte Stücklein, und gab ein Stückchen nach dem andern dem Manne. Der Mann aß begierig, trank dann wieder dazwischen, und aß dann wieder.

Fridolin wollte das dritte Ey auch aufklopfen. Aber der Mann sagte: „Laß es gut seyn. Zuviel

auf einmal essen, besonders, nachdem man lange gehungert, ist nicht gut. Ich habe für jetzt genug. So hat es mir in meinen Leben noch nicht geschmeckt. Es war ein Königsmahl. Ich fühle mich Gott sey Dank schon kräftiger" fuhr er fort und setzte sich vollends auf. „O wenn du nicht gekommen wärest, so wäre ich diese Nacht sicher verschmachtet."

„Aber," sagte Fridolin, indem er den hellen Panzer und die Kleidung von prächtigen Farben näher betrachtete, „wie kommt ihr, edler Ritter, mit eurem Pferde denn in diese schauerliche Schlucht herab?"

„Ich bin nur ein Edelknecht," sagte der Mann, „und reise schon mehrere Wochen in Angelegenheit meines Herrn weit umher. Da hab ich mich in diesem waldigen Gebirge verirrt. Die Nacht überfiel mich. Auf einmal stürzte ich in der Finsterniß, sammt meinem Pferde den steilen Abhang dort herunter in diese Tiefe. Dem Pferde, das gut auf den Beinen ist, geschah nichts. Aber ich habe mich da an dem Fuße beschädigt, daß ich nicht mehr gehen, und mich nicht einmal mehr auf das Pferd schwingen kann. Indeß ist's ein Wunder, daß Mann und Roß nicht sogleich zu Grunde giengen. Ich kann Gott nicht genug danken! Ich verband mir die Wunde; aber das Wundfieber setzte mir hart zu. Ich hatte mich schon darein ergeben, zwischen diesen Felsen Hungers zu sterben. Da erschienst du mir guter Jüngling

— wie ein Engel des Himmels. Sag' doch an, wie kommst du hieher in diese menschenleere, einsame Wüste?"

Fridolin erzählte, und der Mann hörte aufmerksam zu, und that dazwischen allerley Fragen. „Wunderlich," sagte er, indem er auf die Eyerschalen zeigte, die auf dem Mose umherlagen, „daß sie so schön roth und blau sind. Ich habe noch nie solche Eyer gesehen. Wie, laß mich das Ey, das noch ganz ist, und das du wieder in den Quersack stecktest, doch einmal näher betrachten."

Fridolin gab's ihm, und erzählte, wie er dazu gekommen. Der Mann betrachtete das Ey sehr aufmerksam, und die Thränen drangen ihm in die Augen. „Mein Gott," sagte er, „was da auf dem Ey steht, ist wohl recht wahr: Vertrau auf Gott, — Er hilft in Noth. Das habe ich jetzt erfahren. Mit heißer Innbrunst flehte ich in diesem Abgrunde zu Gott um Hilfe, und Er hat mein Flehen erhört. Seine Güte sey dafür dankbar gepriesen. Gesegnet seyen die guten Kinder, die dir das Paar Eyer schenkten. O sie dachten wohl nicht, daß sie damit einem fremden Manne das Leben retten würden. Gesegnet sey die gute Frau, die auf dieses Ey hier den tröstlichen Reim schrieb."

„Du," fuhr er fort, „gieb das Ey mir. Ich will es aufheben, damit ich den schönen Spruch, der sich an mir so schön bewährte, immer vor Augen ha-

ben kann. Ja, meine Kinder und Kindeskinder sollen noch im Vertrauen auf Gott gestärkt werden, so oft sie das Ey erblicken, und den Spruch lesen. Vielleicht erzählen nach hundert Jahren meine Urenkel noch davon, wie wunderbar Gott ihren Urgroßvater durch ein Paar Eyer vom Hungertode gerettet habe. — Ich will dir für die Eyer etwas anders geben." Er zog seinen Geldbeutel heraus, und gab ihm für jedes Ey, das er geessen hatte, ein Goldstück — für das mit dem schönen Reim aber zwey. Fridolin wollte ihm das Ey zwar nicht lassen. Der Mann aber bath so lange, bis er es ihm gab.

„Doch sieh," sagte der Mann jetzt, indem er an der Felsenwand hinauf blickte, „es will Abend werden, und die Felsen und Gesträuche da oben schimmern in der Abendsonne schon wie rothes Gold. Versuch es doch einmal, mir auf das Pferd zu helfen. Der Weg, auf dem du herabkamst in diese fürchterliche Schlucht, wo die Sonne nie hinscheinet, läßt mich doch einen Ausgang hoffen."

Fridolin half ihm auf das Pferd, und führte es am Zügel. Sie kamen durch den Hohlweg mit vieler Mühe, aber dennoch glücklich hinauf. O wie sich da der Mann freute, als er die Sonne wieder erblickte, und Wald und Gebirg umher, von ihren glühendrothen Strahlen herrlich beleuchtet sah.

„Zu meinem Vetter," sagte Fridolin, „kommen wir jetzt wohl noch. Ich gehe einen starken Schritt,

und euer Pferd bleibt gewiß nicht zurück. Der Vetter wird euch mit Freuden aufnehmen. Er ist ein braver Mann. Ihr findet nicht nur eine gute Nachtherberge, sondern sicher auch, bis ihr wieder hergestellt seyd, eine liebreiche Pflege.“

Mit anbrechender Nacht kamen sie vor der Hütte des ehrlichen Steinhauers an. Er nahm den Edelknecht mit Freuden auf, und klopfte seinen jungen Vetter Fridolin auf die Schulter, daß er so brav und gut gehandelt habe. — Fridolin trug seine Bedenklichkeiten vor, daß er nicht Wort halten, und seiner Mutter und seinen Geschwistern die gefärbten Eyer nicht senden könne. „Ach was, Eyer,“ sagte Fridolins Vetter, „ich weiß zwar nicht, was du alles von rothen und blauen und bunten Eyern daher schwazest, oder was diese Eyer vor andern Vogeleyern, deren viele gewiß noch weit schöner und zarter bemahlt sind, besonders haben sollen; aber wären sie auch pures Gold, so wären sie dennoch wohl fort — da nur der brave Mann hier nicht Hungers sterben durfte, und du einmal ein braver Kerl wirst. Du hast gehandelt, wie der wohlthätige Samariter — und ich will nun den Wirth machen. Aber bezahlen darfst du mir nichts,“ setzte er noch lächelnd hinzu. „Hörst du?“

Der Edelknecht zeigte das Ey mit dem Spruche. „Es ist wunderschön,“ sagte der Vetter zu Fridolin. „Indeß laß ihms nur; das Gold da wird

deiner Mutter lieber seyn. Komm, ich will es dir auswechseln!" Der Jüngling erstaunte über die Menge Münze, die er dafür bekam; denn er hatte das Gold nicht gekannt. „Sieh," sagte der Vetter, „auch an deiner Mutter wird der Spruch wahr: Gott hilft in Noth! Der Spruch ist mehr werth, als all das Gold. Es ist indeß gut, daß man den Spruch auch ohne das Ey merken kann. Vergiß ihn daher dein Lebenlang nicht."

Der Edelknecht blieb so lange, bis er ganz gesund war, und beschenkte ehe er aufsaß, noch alle im Hause reichlich.

Sechstes Kapitel.

Ein Ey, das wirklich in Gold und Perlen gefaßt wird.

Den Frühling und Sommer über fiel im Thale nichts besonders vor. Die Kohlenbrenner bauten ihr kleines Feld, und giengen fleißig in den Wald, Kohlen zu brennen; ihre Weiber besorgten die Haushaltung, und zogen viele Hühner; und die Kinder fragten sehr oft, ob es wohl nicht bald wieder Ostern sey. Die edle Frau aber war jetzt manchmal sehr traurig. Ihr alter, treuer Diener, der sie hierher geleitet hatte, und anfangs von Zeit zu Zeit bald größere, bald

kleinere Reisen machte, und ihre Geschäfte besorgte, konnte das Thal schon lange nicht mehr verlassen. Denn er fieng an zu kränkeln. Ja, als es Herbst ward, und die Gesträuche an den Felsen umher bereits bunte Blätter hatten, konnte er kaum mehr vor die Thüre, um sich, was er sonst so gerne that, ein wenig zu sonnen. Die Frau vergoß aus Mitleid mit dem guten, alten Manne, und aus Besorgniß, ihre letzte Stütze zu verlieren, manche stille Thräne. Auch das fiel ihr sehr schwer, daß sie nun durch ihn von ihrem Vaterlande keine Nachricht mehr erhalten konnte, und in diesem abgelegenen Thale von der ganzen übrigen Welt wie abgeschieden war.

Um diese Zeit setzte aber noch ein anderes Ereigniß die gute Frau in nicht geringe Aengsten und Schrecken. Die Kohlenbrenner kamen eines Morgens aus dem Walde heim, und erzählten, als sie die vergangene Nacht wohlgemuth bey ihren brennenden Kohlhaufen gesessen wären, da seyen auf einmal vier fremde Männer zu ihnen gekommen, die eiserne Kappen auf dem Kopfe und eiserne Wammse angehabt, und große Schwerter an der Seite, und lange Spieße in der Hand geführt hätten. Sie hätten sich Dienstleute des Grafen von Schroffeneck genannt, der mit vielen Reisigen in dem Gebirge angekommen sey. Sie hätten sich auch nach allem in der Gegend wohl erkundigt. Der Müller eilte mit dieser Neuigkeit sogleich zu der Frau, die eben an dem Bette des

kranken Kuno saß. Sie wurde, als der Müller den Namen Schroffeneck nannte, todtenbleich, und rief: „O Gott, der ist mein schrecklichster Feind! Ich glaube nicht anders, als er stellt mir nach dem Leben. Die Kohlenbrenner werden den fremden Männern meinen Aufenthalt ja doch nicht entdeckt haben!" Der Müller versicherte, so viel er wisse, sey von ihr gar nicht die Rede gewesen. Die Männer hätten sich an dem, Feuer nur gewärmt und seyen gegen Tag wieder weiter gegangen. Daß sie aber noch in dem Gebirge umher streiften, sey dennoch gewiß.

„Lieber Oswald!" sagte die Frau zum Müller, „ich habe, seit ihr mich in euer Haus aufnahmet, euch immer als einen gottesfürchtigen, rechtschaffenen, redlichen Mann kennen gelernt. Euch will ich daher meine ganze Geschichte anvertrauen, und euch die große Angst endecken, die jetzt mein Herz erfüllt; denn auf euern guten Rath und auf euern treuen Beystand mache ich sichere Rechnung."

„Ich bin Rosalinde, eine Tochter des Herzogs von Burgund. Zwey angesehene Grafen warben um meine Hand — Hanno von Schroffeneck und Arno von Lindenburg. Hanno war der reichste und mächtigste Herr weit umher, und hatte viele Schlösser und Kriegsleute; allein er war nicht gut und edel. Arno war wohl der tapferste und edelste Ritter im Lande; allein im Vergleich mit Hanno arm; denn er hatte von seinem edlen, uneigennützigen Vater nur

ein einziges alterndes Schloß geerbt, und war auch gar nicht darauf bedacht, durch Gewalt mehrere an sich zu reissen. Ihm gab ich mit Gutheißen meines Vaters, meine Hand, und brachte ihm eine schöne Strecke Landes mit mehreren festen Schlössern zum Brautschatze. Wir lebten so vergnügt, wie im Himmel."

„Hanno von Schroffeneck faßte aber einen grimmigen Haß gegen mich und meinen Gemahl, und wurde uns todtfeind. Indeß verbarg er seinen Groll, und ließ ihn nicht in öffentliche Feindseligkeiten ausbrechen. Nun mußte mein Gemahl mit dem Kaiser in den Krieg gegen die wilden heidnischen Völker ziehen. Hanno hätte den Zug auch mitmachen sollen. Allein unter allen Vorwänden wußte er seine Rüstungen zu verzögern, blieb zurück, und versprach bloß, dem Heere sobald möglich zu folgen. Während nun mein Gemahl mit seinen Leuten an den fernen Grenzen für sein Vaterland kämpfte, und alle genug zu thun hatten, den übermächtigen Feind abzuhalten, brach der treulose Hanno in unser Land ein — und niemand war, der sich ihm widersetzen konnte. Er verwüstete alles weit umher, und erstürmte ein festes Schloß nach dem andern. Mir blieb nichts übrig, als mit meinen zwey lieben Kindern heimlich zu entfliehen. Mein guter alter Kuno war mein einziger Schutzengel auf dieser gefährlichen Flucht, auf der ich keinen Augenblick vor Hannos Nachstellungen sicher war. Er führte mich in dieses Gebirg, wo ich in

diesem vor aller Welt verborgenen Thale einen so ruhigen Aufenthalt fand.“

„Hier wollte ich nun weilen, bis mein Gemahl aus dem Kriege zurück kommen, und unsre Habe dem unrechtmässigen Besitzer wieder entreissen würde. Von Zeit zu Zeit zog Kuno aus dem Gebirge in die bewohntere Welt, Kunde von dem Kriege einzuholen. Allein immer kehrte er mit traurigen Nachrichten zurück. Immer noch waltete der böse Hanno in unsrem Lande, immer noch dauerte der Krieg an den Grenzen mit abwechselndem Glücke fort. Nun aber ist es schon bald ein Jahr, daß mein guter Kuno krank ist, und seit der Zeit weiß ich nichts mehr von meinem theuren Vaterlande, und von meinem lieben Gemahl. Ach, vielleicht fiel er schon lange unter dem Schwerte der Feinde! Vielleicht kam Hanno, der mir mit seinen Leuten so nahe ist, meinem geheimen Aufenthalte auf die Spur — und was wird dann aus mir werden? Der Tod wäre noch das Beste, das mir begegnen könnte! —

O redet doch mit den Köhlern, lieber Oswald, daß sie mich doch nicht verrathen!“ „Was verrathen!“ sagte der Müller. „Ich stehe euch gut für alle; jeder gäbe sein Leben für mich. Ehe der von Schrofeneck euch etwas zu leid thun sollte, muß er es mit uns allen aufnehmen. Seyd daher ausser Sorgen, edle Frau!“ Eben so sprachen die Kohlenbrenner, als ihnen der Müller die Sache vor-

trug. „Er soll nur kommen,“ sagten sie, „dem wollen wir mit unsern Schirhaken den Weg weisen.“

Die gute Frau brachte indeß ihr Leben unter beständigen Sorgen und Aengsten zu. Sie getraute sich kaum mehr aus der Hütte, und ließ auch keines ihrer Kinder vor die Thüre. Ihr Leben war sehr betrübt und kummervoll. Da es aber in dem Gebirge wieder ruhig wurde, und man von den geharnischten Männern nichts mehr sah und hörte, wagte sie es einmal, einen kleinen Spaziergang zu machen. Es war nach langem Regen gar ein schöner lieblicher Tag spät im Herbste, einige hundert Schritte von ihrer Hütte war eine Art ländlicher Kapelle. Sie war nur aus rohen Tannenstämmen erbaut, und an der Vorderseite ganz offen. In der Kapelle sah man die Flucht nach Aegypten, ein sehr liebliches Gemählde, das Kuno einmal von einer seiner Wanderungen mitgebracht hatte, die gute Frau über ihre eigene Flucht zu trösten. Hinter der Kapelle erhob sich eine hohe Felsenwand, und vor der Kapelle standen einige schöne Tannen, und beschatteten den Eingang derselben. Das Plätzchen hatte so etwas Stilles und Trauliches, daß man mit Wehmuth und Freude hier verweilte. Ein angenehmer Weg über grünen Rasen, zwischen mahlerischen Felsen und Gesträuchen führten dahin. Dies war ihr liebster Spatziergang. Sie gieng — nicht ganz ohne Bangigkeit — auch dieses Mal dahin.

Sie kniete mit ihren Kindern einige Zeit auf dem Bethstuhle am Eingange der Kapelle. Die Aehnlichkeit ihres Schiksals mit dem der göttlichen Mutter, die auch mit ihrem Kinde in ein fremdes Land flüchten mußte, rührte sie, und manche Zähre floß von ihren Wangen. Sie bethete eine Zeit, und sezte sich dann auf die Bank. Ihre Kinder pflückten indeß an den Felsen umher Brommbeeren, freuten sich, daß jede Beere gleichsam ein kleines, glänzendschwarzes Träubchen bilde, und entfernten sich nach und nach ziemlich weit.

Als nun die Frau so einsam da saß, — sieh, da kam ein Pilgersmann zwischen den Felsen hervor, und näherte sich der Kapelle. Er hatte nach Art der Pilger ein langes, schwarzes Gewand an, und einen kurzen Mantel darüber. Sein Hut war mit schönfärbigen Meermuscheln geziert, und in der Hand führte er einen langen, weißen Stab. Er war, wie es schien, schon sehr alt, aber doch ein stattlicher, sehr wohlaussehender Mann. Seine langen Haare, die auf beyden Seiten des Scheitels schlicht herab hiengen, und sein langer Bart waren weiß wie Schneeblüthe, aber seine Wangen noch röther, als die schönsten Rosen. Die Frau erschrack, als sie den fremden Mann sah. Er grüßte sie ehrerbiethig, und fieng ein Gespräch mit ihr an. Sie aber war in ihren Reden sehr vorsichtig und zurückhaltend. Sie blickte ihn nur sehr schüchtern an, als wollte sie ihn

erst ausforschen, ob sie ihm — als einem ganz Fremden — wohl auch trauen dürfte.

„Edle Frau,“ sagte endlich der Pilger, „habt keine Furcht vor mir. Ihr seyd mir nicht so fremd, als ihr denket. Ihr seyd Rosalinde von Burgund. Ich weiß auch gar wohl, was für ein hartes Schicksal euch zwang, zwischen diesen rauhen Felsen eine Zufluchtsstätte zu suchen. Auch euer Gemahl, von dem ihr nun schon drey Jahre getrennt seyd, ist mir recht wohl bekannt. Seit ihr hier in dieser abgelegenen Gegend wohnet, hat sich in der Welt vieles geändert. Wenn euch je noch daran liegt, von dem guten Arno von Lindenburg zu hören, und das Andenken an ihn in eurem Herzen noch nicht erloschen ist, so kann ich euch die fröhlichsten Nachrichten von ihm mittheilen. Es ist Friede! Mit Siegeskränzen geschmückt, kehrte das christliche Heer zurück. Euer Gemahl hat seine geraubten Festen wieder erobert. Der Bösewicht Hanno rettete sich mit genauer Noth in dieses Gebirg, und auch aus diesem hat er sich schon weiter flüchten müssen. Der innigste Wunsch eures Gemahls ist nun, euch, seine geliebte Gemahlinn, wieder aufzufinden.“

„O Gott,“ rief jetzt die Frau, „welch' eine Freudenbothschaft! O wie dank ich dir, lieber Gott!“ Sie sank auf die Knie, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Ja,“ sprach sie, „Du, guter Gott, hast meine heißen Thränen gesehen, meine

stillen Seufzer vernommen, mein unaufhörliches Flehen erhört! — O Arno, Arno, daß mir doch bald der selige Augenblick würde, dich wieder zu sehen, und dir deine Kinder, die bey deiner Abreise noch ganz unmündig waren, vorzuführen, damit du nur aus ihrem Munde das erste Mal den holden Vaternamen vernehmest!"

„Ja wohl zweifeln, du fremder Mann," sagte sie zum Pilger, „ob ich meines Gemahls noch gedenken — ob nicht sein Andenken in meinem Herzen erloschen?" — „O meine Kinder." rief sie jetzt ihren zwey Kleinen zu, die schüchtern in einiger Entfernung standen, und den fremden Mann neugierig betrachteten — „o, kommt hieher!" Beyde Kinder kamen eilig.

„Du, Edmund," sprach sie jetzt zum Knaben, indem sie das Kind küßte, und ermunterte, nicht scheu, sondern hübsch dreist zu seyn, „sage dem Manne hier das kleine Gebeth, das wir alle Morgen für den Vater bethen." Der Kleine faltete, als ob es allzeit so seyn müßte, auch wenn man es nur auswendig hersagte, andächtig die Hände, und sprach mit sichtbarer Rührung, die Augen zum Himmel gerichtet, laut und mit Ausdruck: „Lieber Vater im Himmel! Sieh auf uns zwey arme Waislein herab! Unser Vater ist im Kriege. O laß ihn nicht umkommen! O wir wollen auch recht fromm und gut seyn, damit der liebe Vater Freude habe, wenn

er uns einmal wiedersieht! Ach ja, erfülle unsere Bitte!

„Und du, Blanda," sagte sie zum gelblockichten Mädchen mit den Rosenwangen, „sag', wie bethen wir Abends für den Vater, ehe wir uns schlafen legen?" Das Kind faltete eben so wie der Knabe die kleinen Händchen, schlug die blauen Augen zum Himmel auf, und bethete schüchtern mit sanfter, leiser Stimme: „Lieber Vater im Himmel! Ehe wir zur Ruhe gehen, flehen wir noch zu Dir für unsern Vater auf Erde. Laß ihn sanft ruhen, und dein Engel beschütze ihn vor feindlichem Ueberfall. Schenke auch der lieben Mutter sanften Schlaf, damit sie ihres tiefen Kummers ein wenig vergesse. Oder wenn du ihr auch den süßen Schlaf entziehen willst — so laß ihn auf die Augenlieder des Vaters sanft herabsinken. O möchte dieser Abend der letzte unsrer traurigen Trennung seyn — möchte bald der frohe Morgen jenes Tages anbrechen, an dem wir ihn wieder sehen."

„Amen, Amen!" sagte die Mutter, indem sie die Hände faltete, und weinend zum Himmel aufblickte. — — Jetzt fieng der Pilger mit einem Mal an laut zu weinen. In einem Augenblicke hatte er die Verkleidung — Haare und Bart, Pilgermantel und Pilgerrock hinweg geworfen — und stand nun in prächtiger, ritterlicher Pracht in Gold und Purpur, in jugendlicher Schönheit, voll Kraft und Le-

ben da, und breitete seine Arme weit gegen Frau und Kinder aus, und rief mit lauter, tiefgerührter Stimme: „O Rosalinde, meine Gemahlinn — o Edmund und Blanda, meine liebsten Kinder!"

Die Frau war von plötzlichem Freudenschrecken ganz betäubt. Die Kinder, die bey dem lauten Weinen des Pilgers eben zu ihrer Mutter aufgeblickt hatten, als wollten sie um Hülfe für den Mann flehen, schauten, als sie jetzt ihren Namen hörten, um — und erschracken über das Wunder, das sie zu sehen glaubten; denn sie meynten, da die Mutter ihnen öfters aus der Legende erzählt hatte, nicht anders, als der Greis habe sich mit einem Male in einen schönen Jüngling des Himmels — in einen Engel verwandelt; so schön kam ihnen ihr Vater vor. Denn wirklich war er auch der schönste Mann unter dem ganzen christlichen Heere. O wie entzückt waren sie, als die Mutter ihnen nun sagte, der schöne Herr sey ihr lieber Vater, von dem sie Ihnen so oft erzählt habe. Vater und Mutter und Kinder fühlten sich so glücklich, als wären sie schon im Himmel, und ein Paar Stunden verschwanden ihnen wie ein Paar Augenblicke.

Rosalinde hatte aus den Reden ihres Gemahls vernommen, daß er unter starker Bedeckung spornstreichs hieher geritten sey, um sie hier abzuholen; daß er aber wegen der steilen, gefärlichen Felsenwege sein Gefolge von Rittern zurückgelassen habe, und in

Pil-

Pilgertracht, derer sich die Vornehmen damals oft bedienten, wenn sie unbekannt reisen wollten, zu Fuße vorausgeeilt sey, schneller bey ihr zu seyn, sich unter dieser fremden Gestalt von ihrem Wohlbefinden und von den Wohlverhalten seiner Kinder zu überzeugen, und sie auf seinen Empfang vorzubereiten. Rosalinde fragte, wie es gekommen sey, daß er ihren Aufenthalt so sicher erfahren habe.

„O Rosalinde," sagte er, „unser Wiedersehen ist die Frucht deiner Wohlthätigkeit gegen die armen Leute, besonders gegen die Kinder in diesem Thale. Darum hat Gott deinen Kindern den Vater wieder geschenkt. Ohne diese deine wohlthätigen Gesinnungen hätten wir uns nicht so bald, ach vielleicht gar nicht mehr gesehen! Denn überall warest du von unsern Feinden umgeben, und leicht hättest du in ihre Hände fallen können. Erst, nachdem ich mit meinen Leuten im Gebirge angekommen war, entfloh Hanno mit den Seinigen über alle Berge. Sieh da," sprach er, „und zeigte ihr das gefärbte Ey mit dem Spruche: Vertrau auf Gott, Er hilft in Noth. Dieses Ey ward in der Hand Gottes das Mittel, uns wieder zu vereinigen. Ich hatte lange Zeit her Leute ohne Zahl ausgesendet, dich zu suchen — aber immer vergebens. Da kam einmal Eckbert, einer meiner Edelknechte, den ich schon für verloren hielt, weil er mir gar lange ausblieb von einem Ritte zurück. Er war in einen Abgrund ge-

stürzt, und wäre da bald verhungert. Ein fremder Jüngling rettete ihn mit einem Paar Eyer vom Hungertode, und ließ ihm noch obendrein dieses Ey mit dem schönen Spruche zum Andenken an seine Rettung. Eckbert zeigte mir das Ey. Aber, lieber Himmel, wie erstaunte ich! Auf den ersten Blick erkannte ich deine Hand. Augenblicklich saßen wir auf, und ritten dem großen Mamorbruche zu, in dem der gute Jüngling arbeitete. Dieser zeigte mir den Weg hieher. Hättest du den schönen freundlichen Gedanken nicht gehabt, den Kindern mit den bunten Eyern ein Fest zu machen; hättest du bey den lieblichen Wohlthaten nicht auch auf den Geist so schön Bedacht genommen, und die schönen Denkreime nicht auf die Eyer geschrieben, wäret ihr alle — du mein lieber kleiner Edmund da, und du meine kleine holde Blanda hier, gegen einen fremden Jüngling nicht so wohlthätig gewesen: o so wäre uns der heutige Freudentag nicht geworden. Auf jeder milden Gabe — sie sey auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. Sie ist ein Saamenkorn, das reichliche Früchte trägt. Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon großes Heil. Merkt euch das euer Leben lang ihr lieben Kinder! Gebt den Armen gerne, sucht andern einen frohen Tag zu machen, gleicht eurer Mutter! Helft andern aus der Noth, und euch wird auch

geholfen werden! Erbarmet euch, und ihr werdet auch Erbarmen finden. Freudig werdet ihr dann auf Gott vertrauen können, und die felsenfeste Wahrheit auf der zerbrechlichen Eyerschale da, die heute so schön in Erfüllung gieng, wird auch fernerhin an euch herrlich in Erfüllung gehen. Er wird euch nie ohne Hilfe lassen. — Dieß seht ihr aus dieser Geschichte. In Gold und Perlen werde ich deßhalb dieses Ey fassen, und zum steten Andenken in unsrer Burgkapelle am Altare aufhängen."

Indeß war es Abend geworden, und schon glänzte hie und da ein Sternlein am klaren Himmel. Graf Arno gieng mit seiner Gemahlinn am Arme ihrer ländlichen Wohnung zu, und die zwey Kleinen giengen voraus. Hier erwartete sie neue Freude. Der Edelknecht und Fridolin, sein Erretter, waren hier, und hatten sich indeß mit Kuno unterhalten, den die Ankunft seines geliebten Herrn schon fast gesund gemacht hatte. Der gute Jüngling Fridolin, dem die Gräfinn die Eyer geschenkt hatte, kam zuerst herbey, und grüßte sie und die Kinder als alte Bekannte auf das Freundlichste und Freudigste. Dann trat Eckbert, der Edelknecht, den die Eyer vom Hungertode gerettet hatten, ehrerbietig herbey und sagte: „Laßt mich, theure Gräfinn, die wohlthätige Hand küssen, die mir unter Gottes Leitung das Leben rettete." Den braven Kuno umarmte der Graf als seinen treuesten Diener, und auch dem wackern Müller, der

festlich geputzt in seinem hellblauen Sonntagsrocke dastand, schüttelte er mit dankbarer Rührung treuherzig die Hand. Sie speisten den Abend alle zusammen, und waren vom Herzen fröhlich und vergnügt.

Am andern Morgen aber war großer Jubel im ganzen Thale. Die Nachricht, der Gemahl der guten Frau, ein vornehmer — vornehmer Herr, sey angekommen, setzte alles in Bewegung. Groß und Klein kam herauf, ihn zu sehen, und die kleine Hütte ward ganz von Leuten umringt. Der Graf trat mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern heraus, und grüßte die Leute auf das Liebreichste, und dankte ihnen für alles Gute, das sie seiner Gemahlinn und seinen Kindern erwiesen hätten. „O, nicht wir sind ihre Wohlthäter,“ sagten die Leute mit Thränen in den Augen, „sie ist unsre größte Wohlthäterinn!“

Der Graf unterhielt sich lange mit den guten Leuten, und sprach mit einem jeden aus ihnen, und alle waren über seine Freundlichkeit entzückt. Indeß hatte das Gefolg des Grafen, mit Hülfe einiger Kohlenbrenner, einen Weg in das Thal gefunden. Unter dem Klange der Trompeten kamen mehrere Ritter, und eine Menge Knappen zu Pferd und zu Fuß zwischen zwey waldigen Bergen hervor, zogen in das Thal herein, und ihre Helme und Spiesse leuchteten im Glanze der Sonne wie Blitze. Alle begrüßten ihre

wiedergefundene Gebietherinn mit hoher Freude — und ihr Freudenruf hallte rings von den Felsen zurück.

Graf Arno blieb noch ein Paar Tage hier; am Abende, bevor er mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern, mit Kuno und dem übrigen Gefolge abreiste, gab er noch allen Bewohnern des Thales eine große Mahlzeit. Der Müller und die Köhler saßen zwischen Rittern und Knappen, und die Tafel sah sehr bunt aus. Am Ende der Mahlzeit beschenkte der Graf seine ländlichen Gäste, vorzüglich den Müller, noch sehr reichlich. Martha blieb in den Diensten der Gräfinn. Für die Mutter und Geschwister des guten Jünglings Fridolin sorgte er noch ganz besonders. Zu den Kindern der Köhler aber sagte er: „Für euch, ihr lieben Kleinen, will ich zum Andenken an den Aufenthalt meiner Gemahlinn unter so guten Leuten eine kleine Stiftung machen. Jedes Jahr sollen auf Ostern allen Kindern Eyer von allen Farben ausgetheilt werden." „Und ich," sprach die gute Gräfinn, „will diesen Gebrauch in unsrer ganzen Grafschaft einführen, und auch dort zum Andenken meiner Befreyung alle Jahre auf Ostern gefärbte Eyer unter die Kinder austheilen lassen." Dieß geschah auch. Die Eyer nannte man Ostereyer, und die schöne Sitte verbreitete sich nach und nach durch das ganze Land.

Die Leute an andern Orten, die den Gebrauch nachmachten, sagten: „Die Erlösung der guten

Gräfinn aus ihrem Felsenthale und jenes Edelknechtes aus dem Abgrunde und vom nahen Tode, geht uns zwar nicht so nahe an, ihr Andenken jährlich zu feyern. Die bunten Eyer sollen daher unsre Kinder an eine größere, herrlichere Erlösung erinnern, die uns sehr nahe angeht — an unsre Erlösung von Sünde, Elend und Tod, durch Denjenigen, der vom Tode auferstand. Das Osterfest ist das rechte Erlösungsfest — und die Freude, die wir da den Kindern machen, ist ganz dem Sinne des Erlösers gemäß. Die Liebe, die gerne groß und klein erfreut, ist ja die Summe seiner heiligen Religion, und das schönste Kennzeichen seiner wahren Verehrung. Ja, die Sitte, den Kindern Eyer zu schenken, kann auch den Aeltern und allen Menschen eine schöne Erinnerung an die Vaterliebe Gottes gegen uns Menschen, gleichsam ein Pfand der wohlwollenden Gesinnungen seines treuen Vaterherzens seyn. Denn der Mund der Wahrheit hat es ja selbst gesagt: Wo ist unter euch ein Vater, der seinem Sohne, der ihn um ein Ey bittet, einen Skorpion geben könnte? Wenn nun ihr euren Kindern gute Gaben zu geben wißt, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel denen, die Ihn darum bitten — (die beste aller Gaben) den guten Geist geben?"

III.

Der Kanarienvogel.

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt, und eine Menge adelicher Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlinn, eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beyden Kinder, Karl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem Vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganze Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Welthändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden. Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nämlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bey, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jetzt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen ringsumher drohten, heiter und getrosten Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in al-

len übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beyzubringen, was zur Zierde gehört, und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter anderm sehr vortrefflich Klavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlinn, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Karl im Klavierspielen, und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen Ende des Winters saßen einmal Vater und Mutter, Karl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beysammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahrszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwey Kinder verfaßt, eine leichte gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Klavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: „Nun, Karl und Lina, laßt ihr eure kleinen Künste hören!" Karl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem

zarten Stimmchen, etwas schüchtern, aber ungemein lieblich das

Lied.

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott!

Die Blitze drohn,
Der Donner kracht!
Gott winkt — entflohn
Ist ihre Macht.

Und so er bricht
Der Bau der Welt —
Ich zittre nicht,
Da Gott mich hält.

Wer auf Ihn schaut
Mit stetem Blick,
Auf Felsen baut
Der all sein Glück.

Unendlich gut
Und treu ist Gott;
Drum hab' ich Muth
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. „Ja," sprach sie, „Gott, der euch bisher schützte, wird ferner euer mächtiger Beschützer seyn." — —

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestümm in das Zimmer; da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen — ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein Königlichgesinnter, und als ein Feind der Freyheit, angeklagt worden — war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen, funkelnden Augen, wild in die Stirne hineinhängenden schwarzen Haaren und einem fürchterlichen Backenbarte trozig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beyden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmal das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen — ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabey. Auf der Stelle mußte er fort; und da die Mutter ihn weinend und lautjammernd umschlang, und die Kinder sich um seine Kniee klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrissen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüthen. Der Mutter waren vor Schrecken die Kniee gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle fromme Mutter bald wieder. „Laßt uns, meine liebsten Kinder," sprach sie, „das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Beßten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauungsvoll sagen: Herr! dein Wille geschehe!"

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie gieng zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls — sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurückgezogen er gelebt, wie er an den Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmal darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füssen. Allein, es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmal die Erlaubniß,

ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drey Tagen auf ihr Landgut zurück kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert, und zu einer Kaserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen, und gieng traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter treuer Diener, und sprach zu ihr! „Liebe, gute, gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreyender Ungerechtigkeit und Grausamkeit — von Unterdrückung unter dem Scheine der Freyheit entfallen lassen. Uebelgesinte haben diese Worte aufgefangen, und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für sie kein anders Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon

berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt sie dann sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben."

Sie kam in das Haus des guten Richards, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bey Sinnen, und kannte ihre Mutter nicht einmal. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. „Die Kranke," sagte er, „wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts dienen. Es ist Pflicht, auf Ihre eigene Rettung zu denken."

Die tiefbetrübte Mutter stand todtenbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringenden Zureden sanft bey dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein Paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter, und rief mit dem Ausdrucke des

innigsten Schmerzens: „Nein, liebes Kind, ich kann dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit dir sterben.“

Der alte Richard und sein gutes Weib baten sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen beyde heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre sie ihr eigenes Kind. „Die Nacht ist angebrochen,“ sagte Richard. „Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr — und kann nicht nur Ihnen, beste, gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemanden über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen — ist bey Todesstrafe verbothen.“

„Nun denn, du liebe, holde Lina,“ sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter — „wenn ich dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen — so will ich denn in Gottes Namen fort. Lebe wohl, liebster Engel, zieh hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nich mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden.“

Der kleine Karl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bey der Hand, und sagte: „Sey froh, liebe Lina, du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast

du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O, wie gerne gieng ich mit Dir!"

Die Mutter kniete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: „Dir, o Gott, sey sie denn zum Opfer gebracht, und deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!' Sie schwieg einige Augenblicke — stand dann schnell auf — küßte Lina — nahm Karl bey der Hand — und eilte zitternd und bebend ohne umzusehen zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündelein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. „Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß," sagte endlich der alte Mann leise, „sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bey einer lieblichen, mondhellen Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens."

Sie kamen zur Wohnng des alten Fischers.

Sie traten in die kleine, russige Stube, die von einem düstern Oehllichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hilfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerinn der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brod und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwey Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond im letzten Viertel war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken, und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauder, als sie in der ungestümmen Nacht, in Sturm und Regen, so an dem unermeßlichen, mächtig rauschenden Flusse stand — das kleine armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwey Personen zu tragen, vor sich sah — und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: „Gott wird uns hinüber helfen.“

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bey der Plünderung des Schlosses eine goldedene Dose, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bey — ohne

zu sagen, daß sie von ihm seyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. „O, meine liebe, gnädige Frau!“ sagte er. „Ich alter Mann sehe Sie und den lieben Karl jetzt wohl das letzte Mal. Ich kann nichts weiters für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es nicht übel gehen. Ich würde sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten, gnädigen Herrn zu retten. Ich werde alles versuchen.“ — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmal, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Karl einsteigen.

Als das Schifflein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Kniee, und erhob die Hände zum Himmel. „Hier will ich knieen und Gott bitten,“ sagte er, „daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knieen aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Bothschaft bringt, Sie seyen gerettet. Wollte Gott, ich könnte Ihnen von Ihrem lieben Gemahl und Ihrer geliebten Tochter noch einmal die nämliche frohe Nachricht bringen!“

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen, und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein Bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert;

und überdieß rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rhein hin, der Schweiz zu. Ihre Baarschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wolle sie in seine Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Karl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäcke trug, gieng vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales, grünes Thal. Rechts im Thale, unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen, lagen einige niedrige, hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Kapelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwey Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reisestab in die Tiefe, und sagte: „dieß ist Schwarzenfels! Hier

unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will." Frau von Erlau seufzte, und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsre Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indeß hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlanständigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeigen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen, grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. „Grüß' dich Gott, gnädige Frau," sagte er; „es ist mir lieb, dich mit deinem Herrn Büberl unter meinem Dache beherbergen zu können."

Die Tyrolerinn, eine freundliche Alte, mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau, und sagte: „Grüß' dich Gott, du liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig: du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bey uns giebt es fast nichts, als Milch und Butter, Haberbrod und Erdäpfel."

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den

düstern Tannenwald und die zwey Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank, und einem Paar Stühlen von Tannenholz, und aus einen glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Heerde diente; nebenzu war noch ein kleines, ärmliches Schlafkämmerchen. Indeß dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer einiges verdiente. Ihren Karl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdieß hatte er auch schon angefangen Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Kapelle geläutet. Die gute fromme Tyrolerinn kam eilig herein, und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier l sen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Karl sogleich in die Kapelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen gieng. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand in ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein Paar

Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Karl verstand sich dazu mit Freuden, und war, seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch einmal so vergnügt. Er konnte jedesmal kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumal wenn es mehrere Tage nach einander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beydes zu verschaffen.

In dem Tyrol werden viele Kanarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge, vorzüglich schöne Kanarienvögel beysammen. Karl bath seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen „Zu Hause,“ sagte er, „hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!“ Die gute Mutter war dazu bereit — und der Knabe suchte sich den schönsten Kanarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemals hatte, am ähnlichsten war.

Karl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzendschwarzen Aeugelein die größte Freude.

Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brodsamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbey, rupfte an der Schreibfeder, und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfters einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfieng zu singen, konnte Karl den Gesang gar nicht genug loben. „Du mußt ihm ein schönes Stückerl pfeifen lehren!“ sagte einmahl der Tyroler. Karl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel abrichten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschenetlein nannte, hervor. „Ey,“ sagte Karl, „das ist ja eine unvergleichlich schöne kleine Flöte von Elfenbein!“ Der Tyroler spielte ihm ein Tänzchen vor, und zeigte ihm die Griffe. Karl war über den hellen reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nämliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Karl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: „Mache nur, daß du deine Lektion auch so pünktlich und ohne Anstand aufsagen könnest, wie der Vogel.“ Der Kanarienvogel und die Flöte machten dem muntern Karl, und selbst der

Mutter, zumal wenn Sturm und Regen sie in ihre düstre Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freylich beständig Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselbe jede Woche einmal durch Karl. Eines Abends kam Karl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitung mit, packte sie aus seiner Thecke aus, und sagte: „Der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können; indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthielten. Die Mutter las begierig, und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu dürfen. Aber sieh — am Ende der Zeitung war eine lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet wurden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrack, als hätte sie ein Donnerschlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen, und sie sank in Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Karls Jammergeschrey herbey eilten, sie wieder zurecht brach-

ten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd, und mit wehmüthiger Stimme: „Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!"

Der alte getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurückgekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Uiberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hülfe dieses muthigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bey den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreyen. Richard und sein Sohn machten allerley Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschlossen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben, und die erste beste Gelegenheit, die sich darbiethen würde,

benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig, den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bey Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: „Herr, dein Wille geschehe!"

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. „Bey wem," sagte er unter andern, „soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bey Dir, liebster Vater im Himmel. Was Du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach deinem göttlichen Wohlgefallen: Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinen guten Kindern nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen, und sie in ihrem großen Jammer trösten — und im Vertrauen auf Dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kin-

dern noch auf eine Zeit schenken, so ist es Dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen, und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet, und ein beständiges Dankgebeth seyn!'

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange ein großer Lärmen. Mit Einem Male wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein, und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm, und rief: „Um Gotteswillen, retten Sie sich!"

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkener Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löschen herbeygestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilend zu dem Herrn von Erlau begeben.

„Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!" sprach Robert weiter, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Kokarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart,

der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher, und vollendete sein kriegerisches Aussehen. „So" sprach Robert, „nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bey seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird."

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels, und seine Anrede wie eine Bothschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppen hinab, rief den Leuten, die sich mit Feuereimern hereindrängten, mit trotziger Stimme zu: „Platz, Platz!" und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus anf die Strasse. Mit kühnem Muthe und starken Schritten gieng er nun geraden Weges dem Stadtthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bey dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an dem Fensterladen. Der Fischer kam heraus — und erschrack nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beyde

durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: „O, Gott Lob!" und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzt mit dem Ausruf: „O, mein Herr!" auf ihn zu, und beyde umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlinn und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Karl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sey — und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenausruf des guten Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehmals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nähmlichen Schifflein, das seine Gemahlinn und seinen Sohn an das jenseitige Ufer gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den damals noch glücklichen deutschen Boden. Er machte sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte Fischer gieng voran, und Richard, mit einem Felleisen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war stern-

hell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine, wo das kleine Schifflein im Gebüsche bereit stand. Allein auf einmahl hörten sie hinter sich schießen, und mehrere rauhe Stimmen riefen: „Halt, halt!“ das Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die Soldaten hatten den Herrn von Erlau, und die fehlenden Kleider und Waffen sogleich vermißt, und waren dem Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit furchtbarem Geschrey kamen sie näher. Die armen Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten, so schnell sie konnten, dem Schifflein zu. Herr von Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein; Richard sprang ihm nach. Beyde griffen zu den Rudern, und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer, der in dem Schifflein ohnehin nicht mehr Raum gehabt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weidenbaume.

Allein das Schifflein war kaum zwanzig Schritte vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer. Sie fiengen an, auf die Flüchtigen zu feuern. Fürchterlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte in dem Schifflein niederliegen. Die beyden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durchlöcherte des Herrn von Erlau Hut; ein Paar andere schlugen in Richards Ruder. Das Schifflein, das kaum einen Finger breit über das Wasser ragte, schwankte und gieng — beynahe unter. Doch sie

entkamen alle unverletzt, und erreichten glücklich das jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Knie, Gott für seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beyspiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust, und der schweren Bürde auf den Rücken, voraus — und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen Tannenwäldern Schwarzwald nennt.

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlinn aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem giengen sie zuerst, um hier ein Paar Tage auszuruhen, und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. „Ich habe keinen ruhigen Augenblick, sagte er zu Richard, bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl, guter Richard; sie seyen zuverläßig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen; und hinzufahren, das vermag ich nicht."

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und schüttete das Geld auf den Tisch. „Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr!" sprach er. „Dieß alles ist Ihr Eigenthum." Herr von Erlau starrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. „Da Sie noch wohlhabend waren," sagte Richard, „waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vergestreckt. Einiges von diesem Gelde habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten, und Ihre Gemahlinn auf der Flucht in einem fremden Lande umher irrt, einkassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen giebt, bey denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelehnte zurückstellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch mehreres dazu gaben." Herr von Erlau zählte das Gold. „Es ist viel, sehr viel," sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. „Wie lange wird — wie lange kann aber das währen?" „Wir wollen schon gut haushalten," sagte Richard," „und deßungeachtet in die Schweitz fahren."

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwäglein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reisten

weiter. Richard gieng meistens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Silbe von seiner Gemahlinn in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müsse einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bey seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht, durch die täglichen Beschwerden des Reisens erschöpft. Er wurde krank, und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder würde erholt haben.

Richard miethete ein Paar Zimmer, nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina half ihm treulich bey, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte anfangs beynahe immer das Bette hüthen. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere

Freude zu machen — indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mal selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Linas Geburstag. Sie gieng sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken — und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu bethen. Als sie heimkam, sieh — da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Kanarienvögelein von der reinsten gelben Farbe mit einem Schöpfchen, gerade so wie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfich über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster, und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte Ihm in den liebvollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. „Nimm so verlieb, gutes Kind!" sagte der Vater. „Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freylich anders. Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeyert, und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen."

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der

Vater war bey Tische wieder einmal recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt war, und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande: dem Elsaße. Der Vater trank zuerst auf Linas Gesundheit, und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlinn und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. „Ach, Lina," sprach er, „wo feyern heute deine Mutter und dein Bruder deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon alles begegnet? Ach eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer in die Welt hinausgestoßen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch einmal zusammen feyern werden? — Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte — ich fürchte." — —

Lina fiel ihrem Vater weinend um den Hals, ihn zu trösten. „Sey getrost, liebster Vater," sprach sie. „Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch einmal zusammen. Umsonst hat Er uns nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt Er für uns!" — „Ja, das wird Er!" sprach Richard, und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fieng das Kanarienvögelein mit einem Male an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth
In jeder Noth;
Den gut, o gut
Ist unser Gott!

Lina schug voll Erstaunens die Hände zusammen und rief: „Gott im Himmel, was ist dieß? Das ist ja das erste Liedchen, das Karl auf dem Klavier spielen und ich dazu singen lernte — das wir eben damals sangen, als man dich, liebster Vater, gefangen nahm.“ Der Vater, Lina, Richard blickten alle drey staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwey, dreymal. Es war nichts anders. Es war genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlte.

„Das ist höchst wunderbar!“ sagte der Vater, „und nahm die Mütze ab. Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Karl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O, Richard wie bist du doch zu dem Vogel gekommen?“

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. „O, so renne und laufe doch, was du kannst,“ sagte Herr von Erlau, „und such' ihn auf. Vielleicht

kann er uns nähere Nachrichten ertheilen." Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. „Wie groß mußte ihre Noth seyn," sagte der Vater, „wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun alles, was sie uns zurücklassen." Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Kanarienvogel nichts besonders zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben im Tyrole gekauft. Der Namen „Frau von Erlau" war dem Tyroler unbekannt. Allein auf die weitern Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau mit einem solchen Knaben befinde sich wirklich in seiner Gegend, und es sey wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmal zugehört habe. Er habe die Frau jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sey ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hochgelehrt seyn. Denn er habe allemal einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, über den Rücken getragen. Der Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: „Sie sinds — sie sind es gewiß!" Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß Er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Ihrigen entdeckt habe. Herr von Er-

lau erkundigte sich auf das Genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung; die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arzeney. Lina half ihm einpacken, und Jacob gieng, das kleine Wägelein wieder in guten Stand zu setzen, und den alten Braunen, der indeß bey einem Wirthe, blos für die Kost ohne Lohn, gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tags reisten sie ab — dem Tyrole zu. Auch das liebe Vögelein ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfich an einem Reifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hie und da mit seinem erheiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrey gehörte. Er gieng sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestättigte alles, was der junge Tyroler, der mit den Kanarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. „Nur,“ sagte der Geistliche, „lebt die

gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuren Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte — und nur mit Mühe, und langsam erholt sie sich."

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme. Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen, unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen — oder man wollte ihn vielleicht nicht ausstreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlinn einen so großen Jammer bereitete, und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beybringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn

von Erlau, wie das zu machen sey, und alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende, und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und nun fieng es, da es in diesem Lande früher Winter wird, gar an, heftig zu schneien. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen, schneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Kaminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind uud Nässe schützten, auf ein mosiges Felsenstück nieder, und Richard gieng nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche, mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Kaminenfeuer, das mit seinem lodernden Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfieng. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweißen Haaren hereintretten sah, that sie einen lauten Schrey, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu, und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Karl war vor

Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Karl an das Feuer herbey gerückt hatte.

„Ach, Richard," fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, „so — so — müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie gieng es mit Lina? Starb sie das gute Kind, wie der Arzt es vorhersagte! Ach vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche! Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe — und seit der Zeit frisch und gesund sey. Die Mutter war hoch erfreut, und ihre Augen glänzten von Entzücken. „Aber," fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, „warum hast du sie nicht mitgebracht? Warum hast du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde ihres Lebens sicher ist? Wie konntest du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast du — —" Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre, und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Karl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mut-

ter vergoß, da sie ihre beyden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte Freude wieder der Wehmuth weichen. „Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl," sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte! „O dann — dann würde das Maaß meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd ihr arme, vaterlose Waisen, und euer Anblick erfüllt das Herz eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach — was kann ich, eine dürftige, rathlose Wittwe, für euch thun!"

Jetzt fieng Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefaßter, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude, in ihr Herz aufnehmen zu können — die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfenden Herzen war der edle Mann schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richards Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrucke des höchsten Entzückens laut ausrief: „Er lebt! o, Gottes Barmherzigkeit sey ewig

gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt — fort zu ihm!" — Da öffnete Herr von Erlau die Thüre, und stürzte vor Freude außer sich in die offnen Arme seiner Gemahlinn! Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt trauerte, und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigne Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muth sey, und sie sagte blos: „O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wiedersehen werden."

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein, und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiste beygetragen hatte. Richard brachte den Kanarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Karl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Wäh-

rend der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Karl hatte seit der Zeit nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Kanarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlinn und sein Sohn befinde. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. „Ja, guter Gott," sagte sie mit gefalteten Händen, „das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses kleinen geflügelten Bothen bedient, meinem Gemahle anzusagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte! Ohne seine schnelle Hieherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen!"

Karl stimmte hocherfreut in den Dank der Mutter mit ein. „Nicht wahr," sagte er, „das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beygebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester — und das Vögelein noch obendrein! — wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne."

„Du hast Recht, lieber Karl," sprach der Vater. „So nahm uns Gott alle unsre Güter, um uns edlere zu geben. Ich hoffe, wir alle haben durch diesen

zeitlichen Verlust an Tugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind — die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht giebt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie dir dein Kanarienvögelchen."

Der Hirtenknabe, dem Karl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Kanarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurückzugeben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe. „In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln," sagte der Knabe; „denn nun sehe ichs klar: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmal an die Sonnen."

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer der benachbarten Hütten untergebracht. Das Kanarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, eh es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste, und ließ es ihm auch zur rauhen Jahrszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldun-

gen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

Ich habe Muth
In aller Noth;
Denn gut, o gut
Ist unser Gott.

und die Kinder und Aeltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bey manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. „Wir wollen Dem vertrauen," sagten sie. „Der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf, schon einmal so wunderbar half. Er, Der auf tausend Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen."

„Ja, ja," sagte der alte Richard, „so denke ich auch. Der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bey dem tiefen Schnee und schneidendem Froste, hat immer etwas rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: „Betrachtet die Vögel des Himmels. Sie säen nicht aus, sie ärndten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie euer Vater im Himmel! Und seyd ihr denn nicht viel vortrefflicher, als sie?" Allein,

wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmal nicht mehr kleinmüthig seyn — so übel es auch in der Welt aussehen, und so hart es uns auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen."

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben — durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren, und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu seyn — weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

IV.

Das Johanniskäferchen.

An dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Wittwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens, und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht, und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag in Schochen aufgehäuft, und der liebliche wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine Stübchen, und mahlte die lichten Vierecke der geöffneten, und die hellen runden Scheiben der geschloßnen Fenster, sammt dem Reblaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an den Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages

geworden war, so drückte sie noch ein schwereres Leiden, und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein Brod gebrockt war, hatte sie kaum ein Paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, beynahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da, und warf einen hellen rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Marie war erst zu Anfang des verflossenen Frühlings Wittwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte, mit dem schönen Grasgarten, freylich nicht ohne Schulden zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marien, wiewohl sie eine arme Waise war, und ihre Aeltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattinn gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beyde hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf,

an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die dem Manne mit aller Liebe abwartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entgieng sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurück gekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bey dem reichsten Bauer des Ortes, dem sogenannten Mayerbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm dreyhundert Gulden vorgeschossen, diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben so viel abverdiene. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das Alles wußte Maria gar wohl.

Nun starb der Mayerbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu dreyhundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Wittwe die ganze Summe. Die erschrockne Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles, bis an fünfzig

Gulden, abbezahlt habe. Allein alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerinn, und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung; und da die arme Maria nichts hatte, als ihr Hüttlein mit dem Garten daran — so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebethen, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand knieete neben ihr — beyde weinten — allein alles war vergebens. Ja schon der morgige Tag war zur Versteigerung angesetzt. Dieß Letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster — blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor — und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin — weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

„Guter Gott," dachte sie, „so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mal hier über die Nacht. Morgen um diese Zeit ge-

hört diese Wohnung einen andern, und wer weiß, ob er uns nicht gleich weiter gehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freyen Himmel." Sie fieng an heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbey, und sagte schluchzend: „Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich — sieh, sonst kann ich gar nicht einmal mit dir reden. Weißt du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb. Weinet nicht so! sagte er. Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. Ruft ihn an in der Noth; Er wird für euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?"

„Ja, liebes Kind," sprach die Mutter. „So ists!" „Nun," sagte der Kleine, „wie magst du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte — wenn mich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich gieng zu unserm seligen Vater, als er noch lebte, und bath ihn — und er legte sogleich das Beil weg, und gab mir Brod, oder zog mir den Dorn heraus. So gerne hilft der liebe Gott auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, von dem wir beyde niederknieeten, um Barm-

herzigkeit flehten — und der uns beynahe mit den Füßen weggestoßen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meynest du, Gott sey nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Mayerbauer. Da sieh nur einmal zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: Die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmal den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an — ich will dir bitten helfen. Es lauft gewiß besser ab, als bey dem reichen Manne."

„Gutes Kind, du hast Recht!" sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände, und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch, und blickte Himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind, und spiegelte sich in ihren Thränen. Die Mutter fieng an zu bethen, und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

„Lieber Vater im Himmel," sagte sie, „ach; sieh da eine arme Mutter und ihr Kind — eine arme Wittwe und ein armes Waislein — blicken zu Dir auf. Wir sind in großer Noth — und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber dein Herz ist reich an Erbarmung. Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will dein Erretter seyn. O, zu Dir flehen wir! Verstoß uns

nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast Du es nach deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebvollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf deiner großen weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gieb uns Trost ins Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen, und vom Hügel dort das letzte Mal nach unserer Hütte umsehen!"

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden — und blickte weinend zum Himmel, und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: „Ey, Mutter, sieh doch, was ist das! Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh da schwebt es am Fenster! O, sieh — jetzt kommt es, Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast nach schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!"

„Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand," sagte die Mutter. „Bey Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bey Nacht hat es den wunderschönen Schein."

„Darf ich es fangen," fragte der Kleine; „thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?"

„Es brennt dich nicht," sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. „Fange es nur, und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes."

Der Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen — und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden — bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle schwebte, zu haschen.

Aber — „O weh!" rief jetzt der Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter dem großen Kasten an der Wand, verborgen. Er blickte unter den Kasten. „Ich seh es wohl deutlich," sagte er; „dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand, und der Boden, und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinscheine; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz."

„Habe nur Geduld," sagte die Mutter; „es wird schon wieder hervorkommen."

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbey, und sagte mit sanfter flehender Stimme: „Mutter! O, lange doch du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen."

Die Mutter stand auf, und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen, und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen,

und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessinn an dem hellsten, reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas anders aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that — indem sie es aufhob — einen lauten Schrey. „Got!" — rief sie — „nun ist uns ja mit einem Male aus aller Noth geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich so lange vergebens suchte. Ach ich glaubte, er sey während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unsrer Haushaltung nicht immer am besten wirthschafteten, als unnüß zerstört worden. Nun wird sichs finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wohl niemals von der Stelle kam!"

Sie zündete sogleich Licht an, und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des Jahrs an den dreyhundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Mayerbauers eigner Hand geschrieben: „Auf Sankt Martins Tag hab' ich mit

Johann Blum abgerechnet, und ist er mir nun nichts weiter mehr schuldig als fünfzig Gulden, sage fünfzig Gulden."

Die Mutter schlug vor Freuden die Hände zusammen, umarmte ihr Kind, und rief entzückt: „O, Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! Denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unsrer Wohnung bleiben."

„Nicht wahr?" sagte der Kleine; „daran bin ich Schuld. Wenn ich dich nicht so gebethen hätte, den Kasten zu rücken, so hättest du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können."

Die Mutter schwieg betroffen still — und sagte dann: „O, mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbiethiger Schauder an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir beyde so unter Thränen betheten, da kam das glänzende Vögelein herein — und zündete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja, wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke dir dieß dein Leben lang, und vertraue stets auf Ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er

braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; Er kann es durch ein beflügeltes Würmchen!

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft, und als ehrlos abgeschildert hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sey. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Wittwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebethe und von der Erscheinung des leuchtenden Käferchens erzählte, da sagte der Richter: „Da ist Gottes Finger; Er hat euch sichtbar geholfen.“

Der junge Mayerbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit einer Thräne im Auge: „Ja, so ists. Gott ist der Vater der Wittwen und Waisen — aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemal helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht — und Ihm vertrauen ist ein sicherers Kapital, als der

größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Wittwe, und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle Er uns auch so helfen, wie Er Euch geholfen hat."

„Vertraut eben so auf Ihn," sagte der Richter, „und seyd so rechtschaffen, wie diese fromme Wittwe, und die Hülfe wird zur Zeit der Noth Euch auch nicht ausbleiben."

V.

Die

Waldkapelle.

Konrad Ehrlieb war ein schöner blühender Jüngling, voll Gesundheit und Leben, hatte das Handwerk eines Kupferschmiedes wohl und richtig erlernt, und befand sich bereits drey Jahre in der Fremde. Anständig gekleidet, ein schweres Felleisen auf dem Rücken, und einen knotigen Wanderstab in der Hand, schritt er einmal an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald — und verlor den rechten Weg. Wohl zwey Stunden irrte er in dem Walde hin und her, und wußte zuletzt schlechterdings nicht mehr, wo an und wo aus. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Da sah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Thurmspitze einer kleinen Kapelle aus den dunkeln Tannen hervorragen. Er gieng darauf zu, kam bald auf einen wohlbetretenen Fußweg, und gelangte zu dem Kapellchen, das auf einer schönen grünen Anhöhe einsam im Walde stand.

Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: „Gehe, wenn es je Zeit und Umstände erlauben, nie an einer offenen Kirche vorbey; denn sie ist ja zur Anbethung deines Schöpfers erbaut, und der Thurm ist gleichsam ein ausgestreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie solltest du eine Gelegenheit, dein

Herz zum Himmel zu erheben, und dich vor deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen — ungenützt vorbey gehen lassen! Auch magst du da leicht ein Gemählde oder sonst ein Kunstwerk sehen, das dich freut, und dir das Herz erweitert, oder du kannst vielleicht irgend einen Spruch lesen, der dir Trost und Muth gewährt, und dich im Guten stärkt."

Konrad gedachte dieser Ermahnung seines Vaters, und gieng in die offene Kapelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die schmalen Fenster mit kleinen runden Scheiben, und der alterthümliche Altar versetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an diesem Gott geweihten Orte herrschte, lud ihn zur Andacht ein. Er knieete in den letzten Stuhl nächst der Thüre, und bethete eine Weile. Bevor er sein Felleisen wieder aufnahm, gieng er noch vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmahl alter Kunst schien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Bethstuhle, der vor dem Altare stand, ein kleines niedliches Gebethbüchlein, in rothen Saffian gebunden, und mit goldenem Schnitte geziert. Er öffnete das Büchlein — und stand vor Erstaunen wie versteinert da. Denn vorne in dem Büchlein, auf dem ersten weißen Blatte, las er seinen Namen — von seiner eigenen Hand geschrieben. Allein es war ihm, als sähe er

die Buchstaben nur im Traume, und er glaubte kaum seinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebliche Titelkupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen segnet — einige Gebethe, und mehrere ihm gar wohl bekannte Reime in dem Büchlein, kamen seinem Gedächtnisse zu Hilfe. „Ja," sagte er innig gerührt, „das Büchlein war einst mein; dieser Namen ist von meiner Hand geschrieben. So schrieb ich, als ich noch zur Schule gieng. Aber wie in aller Welt das Büchlein hieher kommt in diese einsame Kapelle, mitten in einem dicken Walde — das ist mir unbegreiflich."

Tausend Erinnerungen aus seiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnsucht nach den lieben Seinigen erwachte in seinem Herzen. Heiße Thränen floßen über seine Wangen. „O, Du lieber, guter Gott," sagte er, und kniete auf den Bethstuhl hin, „was für gute Eltern hast Du mir gegeben! Welche selige Tage hatten wir Kinder einst in unserm väterlichen Hause! O, wie glücklich war ich damals — als unsere liebreiche freundliche Mutter, wenn sie an ihrem Nähtischchen saß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knieen stehen hatte, und uns von Dir und deinem lieben Sohne erzählte — als unser guter, rechtschaffener Vater, der den ganzen Tag mit Amtsgeschäften zu thun hatte, am Abende heimkam, und uns mit allerley anmuthigen, oft

sehr wunderbaren Geschichten erheiterte und belehrte — als ich und mein kleines Schwesterchen in dem schönen Garten am Hause mit einander spielten, oder allerley kleine Gartenarbeiten zur Freude der Aeltern verrichteten! — — Allein der traurige Krieg hat schon längst uns alle aus unserer geliebten Heimath vertrieben, und uns von einander getrennt! Ach, die gute Mutter ist schon lange im Elende gestorben; und ihre treue Hand, aus der ich dieses Büchlein erhielt, ist bereits im Grabe verweset. Von dem guten Vater habe ich schon seit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schwester umher irre — ob sie noch lebe, und wie es ihr gehe, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwissender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schwester noch leben! O, wenn auch nur Eines von ihnen noch lebt — o, so führe Du uns doch wieder zusammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott; erhöre jetzt das Gebeth, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal sah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bey dem Abschiede gegeben hat!"

Auf diese und ähnliche Art bethete Konrad noch lange. Endlich stand er auf. „Das Büchlein," sagte er, „getraue ich mir nicht mitzunehmen. Ich

weiß nicht, ob ich es jetzt noch als mein Eigenthum betrachten darf. Indeß hat sicherlich Jemand es hier liegen lassen, und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am besten wird es seyn, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhalte ich dann über Manches nähere Auskunft."

Er setzte sich gedankenvoll in eine Ecke der Kapelle, und fieng an, in dem Büchlein zu lesen. Allein er hatte kaum ein Paar Seiten gelesen, so trat ein sittsames, reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa sechzehn Jahren ehrerbietig in die Kapelle, näherte sich dem Altare, verneigte sich — und sagte laut mit einem Seufzer! „Ach, Gott! nein, es ist nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben." Sie bethete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend, und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Konrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorhin nicht bemerkt. — Er sagte mit bescheidenem Anstande: „Sie hat wohl das Büchlein da liegen lassen, Jungfer?"

„Ja" sagte sie fröhlich, indem sie es in seiner Hand erblickte. „Es steht vorne der Namen darinnen: Konrad Ehrlieb."

„Es scheint Ihr an diesem Büchlein sehr viel gelegen?" sagte Konrad. „Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Namen Konrad Ehrlieb ist mir gar

nicht fremd. Ich kann der Jungfer sichere Nachrichten von ihm geben."

„Wenn er das könnte," sagte sie, „so würde er mich unbeschreiblich glücklich machen. Dieser Konrad Ehrlieb geht mich sehr nahe an. Viele Reisende behaupten zwar, sie hätten ihn da oder dort gesehen. Allein die Nachrichten haben sich leider nie bestätiget!"

„Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geschichte kurz erzählen," sagte sie weiter; „vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob er diesen Ehrlieb kenne. Mein Vater war Beamter jenseits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Besitznahme des Landes nöthigten ihn, unser geliebtes Vaterland zu verlassen. Sein Fürst, der selbst alles verloren hatte, war außer Stande, ihn weiter zu unterstützen. Die Lage des guten Vaters wurde sehr traurig. Die Mutter starb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verlust doppelt, weil zwey Kinder, mein Bruder und ich, es ihm sehr schwer machten, umher zu reisen, und Dienste zu suchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die Mutter starb, ein braver Kupferschmied, der keine Kinder hatte, erboth sich, den Bruder einstweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter — weit, weit fort. Auf einmal wurde der Vater auch krank, und starb nach wenigen Tagen unerwartet schnell. Ich war ein Kind von sechs Jahren, noch zu jung, diesen Verlust ganz zu füh-

len. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte sich meiner, und nahm mich in ihr Haus auf. Nun ist das aber schon bald zehn Jahre, daß der Vater starb — und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht seines Todes den Gastwirth, in dessen Haus er starb, dringend ersucht, seinen Tod und seine letzten Segenswünsche dem Bruder zu berichten, und den menschenfreundlichen Kupferschmied zu bitten, Vaterstelle an dem armen Waisen zu vertreten. Der gute todtschwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Namen der Stadt und des Bürgers, bey dem der Bruder damals war, auf ein Blatt geschrieben. Unglücklicher Weise gieng aber das Blatt verloren. Eine Magd, die nicht lesen konnte, hatte es bey dem Aufräumen in dem Zimmer des Verstorbenen in die Hände bekommen, und es als unnütz zerrissen und weggeworfen. Ach, viele tausend Male dachte ich schon an dem Bruder! Wir erkundigten uns auch überall nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da ist alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus seiner Hand erhielt, so steht doch sein Namen, von seiner Hand geschrieben, darinnen, und es ist mir deßhalb ein höchst schätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unsere geringe Habseligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurück gelassen, und ihm seine Kleidungsstücke ausgepackt hatte, ward

das Büchlein übersehen; so blieb es in meinen Händen."

Jetzt rief Konrad, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, mit innigst bewegten Herzen und bebender Stimme: „O, Gott, wie wunderbar bist Du! Nicht wahr liebes Kind, du heißt Luise!"

„Ja," sagte sie erstaunt, und ihn mit großen Augen anblickend, „Luise Ehrlieb, das ist mein Namen."

„O so sey mir denn tausend und tausend Mal willkommen — geliebteste Schwester!" rief er. „Sieh diese Zeilen hab' ich geschrieben; dieß ist mein Namen. Ich bin wahrhaftig dein Bruder, Konrad Ehrlieb."

Die Schwester war über dieses unerwartete Wiedersehen fast außer sich. Der Bruder war nicht weniger erschüttert. Beyde standen eine Weile sprachlos. Endlich brachen sie beyde in Freudenthränen aus, und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Rührung auf das Herzlichste.

Nachdem sie sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt hatten, und etwas gefaßter waren, sprach der Bruder: „O, du gute liebe Schwester, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von dir Abschied nahm. Eine fremde Herrschaft, die, wie unser Vater, sich auch auf der Flucht befand, und auch ein Paar Kinder bey sich hatte, erboth sich, dich bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, und unser Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz

mehr war, zu Fuß nachreisen. Ich weiß noch wohl, wie du dich freutest, daß du in einer Kutsche fahren durftest, und wie ich weinte, als dich der Vater in die Kutsche hob. Damals warst du noch sehr klein, und ich habe dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du bist indeß sehr groß geworden, und siehst sehr gesund und blühend aus. Ich hätte dich nicht mehr gekannt, liebe Schwester! O, Gottlob! daß ich dich wieder habe." —

„Ach," fuhr er fort, „mir ist das Herz so voll zum zerspringen — von Freude, daß ich dich wieder gefunden habe, liebste Schwester — und von Leid, daß es nun gewiß ist — was ich immer vermuthete — daß unser guter Vater nicht mehr lebe! O, du glaubst nicht, wie viele schwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferschmied, der mich so gütig aufnahm, keinen Buchstaben von dem Vater zu sehen bekommen. Der geschickte Meister lehrte mich indeß sein Handwerk. Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er so thöricht gewesen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, sagten sie, habe sein Wort, mich wieder abzuholen, und vielleicht die Kosten noch zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden wollen, und so sein eignes Kind böslich verlassen. Du kannst denken, wie diese Reden mich schmerzten, obwohl ich sie nicht glaubte.

Denn wie hätte ich sie glauben können! O, du weißt ja, wie fromm und gut unser lieber Vater war!"

„Ja, das war er!" sagte Luise. „Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie er in der Nacht, in der er starb, mich wecken, und an sein Sterbebette bringen ließ, und wie er da mich — und auch dich, liebster Bruder! — noch gesegnet hat. Er sah dabey so fromm und andächtig aus, als wäre er schon verklärt. Das Bild des guten sterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!"

„Ach," sagte Konrad, „als ich vorhin in diese Kapelle trat, dachte ich unsers guten Vaters besonders lebhaft. Es war mir, als sähe ich seine ehrwürdige Gestalt mit Augen, gerade so, wie er das letzte Mal mit wehmüthigem blassen Angesichte vor mir stand, nnd Abschied von mir nahm. Ja, es war mir, als sey es erst gestern geschehen, obwohl seitdem schon viele Jahre vergangen sind. Es war Morgens nach jenem Tage, an dem du in der Kutsche fortgefahren warst. Der Vater machte sich an diesem Morgen sehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächsten Dorf. Die Thüre der Kirche stand offen. Er ermahnte mich bey dieser Gelegenheit, ich sollte nie an einer offnen Kirchenthüre vorbey gehen. Er gieng mit mir hinein. Es war so frühe noch kein Mensch in der Kirche. Der Vater knieete mit mir am Altare nieder, und bethete un-

ter Thränen, und ich weinte und bethete auch. Nun stand er auf, und sagte: „Ich habe dich, lieber Konrad, und die gute Luise jetzt Gott recht anempfohlen, und euch ihm ganz übergeben.“ Er ermahnte mich hierauf, Gott immer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jesu stets getreulich zu befolgen, und nie etwas Böses zu thun. Ich lebe wohl nicht mehr lange, sagte er unter anderm, und du siehst mich jetzt vielleicht das letzte Mal. Wenn du aber einmal im Stande seyn wirst, so nimm dich deiner guten Schwester brüderlich an. Ich mußte vor dem Altare die Hand darauf geben, daß ich alles thun wolle, was er mir gesagt hatte. Er hieß mich dann niederknieen, blickte voll Andacht zum Himmel, und segnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld, und konnte vor Weinen kaum mehr die Worte hervor bringen: Gott sey mit dir! Als wir aus der Kirche herauskamen, sah er mich mit seinen rothgeweinten Augen noch einmal unaussprechlich wehmüthig und liebreich an, sagte schluchzend: Lebe so daß wir im Himmel wieder zusammen kommen!“ und wandte sich schnell um, und eilte um die Ecke der Kirche — und von diesem Augenblicke an sah ich ihn nicht mehr! Hier in dieser einsamen Kapelle gieng mir nun jener traurige Abschied aufs neue zu Herzen. Das inbrünstige Gebeth des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Es war mir,

als sähe ich ihn noch am Altare knieen. Ich bethete unter Thränen, Gott wolle sich meiner erbarmen, und nach so vielen Jahren banger Sehnsucht mich doch endlich einmal etwas von dem guten Vater und von dir erfahren lassen. — O, wie getrost bin ich, daß der selige Vater meiner nicht vergessen, daß er meiner noch im Tode so liebreich gedacht, und mich gesegnet hat!"

„Ach, der gute, gute Vater," sagte die Schwester, die fast in Thränen zerfloß. „O, er ist nun im Himmel, und sein Segen ruht sichtbar auf uns, seinen Kindern. — Ja, liebster Bruder, das ist doch recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abschied von dir, und hier vor dem Altare dieser Kapelle finden wir, seine zwey Kinder, uns jetzt wieder. Das ist von Gott! Gott hat das Gebeth des Vaters in jener Kirche, und dein Gebeth in dieser Kapelle erhört! — O, Gottlob, daß du den Ermahnungen des seligen Vaters getreu bliebst, und Gott vor Augen hattest! Gottlob, daß du an dieser Kapelle nicht vorbey giengst; sonst hätten wir uns wohl auf dieser Welt nie mehr gefunden. — O, komm, wir wollen sogleich jetzt hier am Altare niederknieen, und Gott danken, daß Er uns so glücklich wieder zusammen führte!"

Beyde Geschwister knieeten vor dem Altare nieder, und dankten Gott von ganzem Herzen und unter heißen Thränen für seine gütige Schickung.

Hierauf sprach der Bruder zur Schwester: „Aber nun sag' mir doch, liebste Schwester, wie um des Himmels willen du hieher gekommen bist, und wie du dich so tief in den Wald hinein wagen konntest?"

„Wir sind nicht so tief im Walde, als du denkst," sagte Luise. „Der Wald ist hier schon beynahe zu Ende, und beständig gehen da Leute hin und her. Die Kapelle ist mir schon lange mein liebstes Plätzchen. Im Frühlinge und im Sommer gehe ich, wenn das Wetter schön ist, an den Sonntagen Nachmittags oder auch an andern Tagen, an denen ich früher Feyerabend bekomme, fast immer hieher. Der Weg hieher ist ein ungemein schöner schattichter Spaziergang. Eine gute Freundinn von mir, gar eine verständige und sittsame Bürgerstochter, begleitet mich fast allemal. Heute hatte sie aber nicht Zeit. Das kleine Büchlein da, das mir mein liebstes Gebethbüchlein ist, nehme ich fast immer mit, obwohl ichs beynahe ganz auswendig kann. Tausendmahl dachte ich in diesem Kirchlein hier an dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, Er wolle dich mir wieder schenken. Und auch dieses mein Gebeth war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott den geliebten Bruder zu. Der Verlust des Büchleins schien mir kein kleines Unglück, und ist nun mein größtes Glück!"

„Eben so," sprach der Bruder, „gieng es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war sehr bekümmert, daß ich den Weg verlor — und wie groß ist nun meine Freude, daß ich dich fand. So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zur Freude. Allein, wo hältst du dich denn jetzt auf, liebste Schwester?"

„Eine Viertel-Stunde von hier," sagte Luise „dort über dem kleinen Hügel, liegt Schönborn, ein ansehnlicher Marktflecken. Hier wohnt die edle Bürgersfrau, die mich auf- und annahm. Sie ist Wittwe, und hat sonst keine Kinder. Ihr Mann war ein sehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein, und hält mich nicht anders, als ihr eigenes Kind. Aber, o, komm, laß uns jetzt gleich zu ihr — komm, nimm Hut und Stock, ich will dir dein Felleisen tragen; denn du bist wohl sehr müde! Komm, meine Pflegmutter wird eine große Freude haben, dich kennen zu lernen."

Sie machten sich beyde auf den Weg. Der Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schwester das schwere Felleisen trug. Unter mancherley vertraulichen Gesprächen giengen sie über den Hügel. Als sie in dem reinlichen, wohlgebauten und wohleingerichteten Hause angekommen waren, wollte die Frau es nicht sogleich glauben, daß der fremde Jüngling Luisens Bruder sey. Es kamen mehrere Neugierige herbey. Der Eine sagte: „Freylich ist er Lieschens

Bruder; er sieht ihr ja gleich." Der andere schüttelte den Kopf und sagte: „Trau — schau — wem!" Allein Konrad öffnete seine Brieftasche, legte seinen Lehrbrief, sein Wanderbuch und ein Zeugniß seines Ortspfarrers vor — und nun zweifelte niemand mehr. Und als die Frau erst vernahm, wie die Kinder sich fanden, weinte sie die hellen Thränen.

„Mein Haus habe ich immer Luisen zugedacht," sagte sie; „es soll ihr auch bleiben, wenn sie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet, und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Geberde, nichts wissen, als sich zu putzen, und schlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Konrad, soll deßhalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und ich kann sie nicht besser verwenden, als Menschen damit glücklich zu machen. Ein Kupferschmied fehlt hier gerade. Der Alte ist seit einem halben Jahre todt, und sein Haus ist feil. Das kauf' ich für dich — wenn du anders im Stande bist, dein Meisterstück zu machen, daß es eine Art hat."

Die Frau hatte dieses in der Freude ihres Herzens gesagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld thaten, als der Bettler nach einer Armensuppe, wollten es ihr ausreden. Allein, sie war edel und standhaft genug, ihr Wort zu halten. Konrad wurde einer der

angesehensten Bürger, und der würdigsten Familienväter des Orts. Auch Luise ward sehr glücklich verheirathet.

Konrad hatte auch seines guten Lehrmeisters nicht vergessen. Nicht nur schrieb er ihm von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarste Herz wahrzunehmen war. Er bezeigte seinen Dank auch durch die That. Als der brave Meister anfieng zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte, und durch die Kriegsvorfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück gekommen war, nahm Konrad ihn zu sich. Ja, er reiste selbst zu ihm, ihn abzuholen, und behandelte ihn beständig mit einer Ehrerbiethigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute alte Mann sein leiblicher Vater. Eben so kindlich dankbar betrug Luise sich gegen ihre Pflegmutter. Die beyden alten Leute sagten gar oft: Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern gesegnet; aber diese angenommenen machen uns so viele Freude, daß wir auch an eigenen Kindern nicht mehr Trost und Freude hätten erleben können.

Die alte Kapelle im Walde ließen beyde Geschwister gemeinschaftlich erneuern, und Konrad pflanzte auf den schönen Hügel, auf dem sie stand, vier Linden. Auch das alte Gemählde, das nur von Alter unscheinbar geworden war, und das ein geschickter Mahler ausnehmend lobte, ward gereiniget und aufgefrischt, und nahm sich nun ungemein schön aus.

Wer in die Kapelle hineintrat, ward entzückt. Sie war schön hell und weiß, und gar freundlich blickten der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die spiegelklaren Fenster herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor, und war einfach mit Gold verziert. Die schönste Zierde aber war das Gemählde. Die ungemeine Lieblichkeit der Farben, und die Anmuth der Gestalten rührte Jedermann. Es stellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau saß, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schooße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachsen waren. Der fromme Pflegvater both dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beyde Aeltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und das Kind erhob andächtig die zusammengelegten Händchen, und blickte mit unaussprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Seite war etwas von einem Tischchen mit weiblichen Arbeiten; auf der andern Seite einiges Zimmermannsgeräth zu sehen — und unter dem Gemählde stand mit großen goldenen Buchstaben der Reim geschrieben:

Bey Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit,
Wohnt himmlische Zufriedenheit.

(= Joh. Chr. Schmid)
vgl. H.-B. II / 1994

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Steyr 1824

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 86
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279376-5